

Er erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofolzuschlag.



Die
Liebes-Tabelle.
Von Dubut de Laforest.



Der Vicomte Gaston von Malroy — die verkörperte Lustigkeit — wurde Panurg genannt vom adeligen Faubourg angefangen bis zum Studenten-Viertel; man nannte ihn Panurg wegen seines Geistes, wegen seines lustigen Humors und wegen seiner galanten Abenteuer. Fürwahr, er verkörperte in sich den unsterblichen Helden des Nabelais, aber einen Helden, der durch das Sieb eines Boulevard-Ritters gegangen, durch den Filter des Pariser Lebens, wie etwa eine Fabel von Lafontaine, wenn Aurelien Scholl sie erzählt.

Hoch von Gestalt, ein hübscher Brauner, gebaut wie ein Herkules, mit einem Soldaten-Schnurbart, das schwarze Auge voll mit Liebfosungen, die Lippen frisch und feucht: so war Gaston und er trieb keinen Mißbrauch mit seinen Vorzügen und Fähigkeiten. Er gehörte nicht zu jenen Schelmen, die den Mädchen am Abend Schätze versprechen und am Morgen sich holländisch empfehlen. Nein; in seiner heiteren Philosophie war er der Meinung, das Vergnügen sei eine Arbeit, welche den Anspruch auf eine Entlohnung begründet für alle Diejenigen, deren Geschäft es ist, Vergnügen zu spenden. Lange Zeit hatte er sein Gold ungezählt zum Fenster hinausgeworfen. Da eine seltene Kraft ihn nöthigte, die Spende nach seinen Liebesbeweisen zu bemessen, suchte er einen gerechten Maßstab.

Sollte er die preisgekrönten Schönheiten königlich belohnen und bei den Anderen ein Filz sein? Alle Damen empfinden ihn von gleicher Leidenschaft und gleicher Bärtlichkeit befeelt. Sollte er die Alten, die fein Bekleideten, sein Logirten, die aufgeschlossenen Rosen mit Geschenken überhäufen zum Schaden der frischen, anmuthigen Knospen? Die Alten wollen im Preise nicht herabgehen, die Jungen haben es nothwendig zu steigen. Sollte er die Erfahrenste belohnen? Oft gefiel ihm eine Anfängerin besser. Sollte er Diejenige auszeichnen, die in seinen Armen vor Wonne zu sterben glaubte, oder Diejenige, die still und kühl blieb? Alle wußten zu lügen, mit Worten, mit Geberden, mit Seufzern, selbst mit ihrem Schweigen und ihren starren Posen. Warum wollte er unter solchen Umständen, da er allein der Richter war, die reichste Belohnung nicht für den süßesten Kuß vorbehalten? Welcher Egoismus! Malroy fürchtete sich zu irren, Gewissensbisse zu haben, denn er war sehr gerecht. Und darum legte er eine Liebes-Tabelle an.

Das Wochen-Bulletin dieses Kavaliere erinnerte gleichzeitig an die Inschriften der römischen Freudenhäuser in der Zeit des Verfalls und an die so sehr modernen Tabletten, welche in den Clubs an die Spieler vertheilt werden; nur daß auf dieser seiner Tabelle anstatt der Buchstaben V (Vantier) und P (Pointierer) die Anfangsbuchstaben der Tage und anstatt der gewonnenen oder verlorenen Züge die Anzahl der Liebesbeweise verzeichnet waren.

Zum Beispiel:

Resultate der vier Wochen des Monats Februar im Jahre 1889.

S	M	D	M	D	F	S
3	2	0	4	0	6	2
0	5	3	0	0	7	0
0	4	0	2	0	8	0
2	0	3	2	0	9	3

Angefihts der fortschreitenden und auferordentlichen Ziffern der Freitagnacht rief Gaston aus: „Bin ich aber ein Don Juan!“ In der That, das war er; ja er war es nur zu viel, wenn man seine Familie, die ihn mit einer lebenswürdigen Base verheirathen wollte, oder wenn man seinen alten Erzieher, den Abbé Kérohen, einen dickköpfigen und naiven Bretonen hörte, der von Zeit zu Zeit dem Vicomte ins Ohr senzte: „In der Ehe allein darf das Werk des Fleisches vollzogen werden.“

Der ehemalige Schüler hörte aber den Erzieher nicht und während der Monate März und April, zwischen der Kälte und Hitze, zwischen den Hagelschauern und dem Sonnenschein, in der erhabenen Stunde, wo unter dem mächtigen Drange der Natur die Säfte der Bäume gähren, die Jungfrauen erröthen und die Knospen plagen, zeigte die Liebes-Tabelle immer herrlichere Ziffern.

Manchmal verlor Gaston eine solche Tabelle aus der Tasche.

— Junger Herr, Du besuchst die Spielhöhlen? fragte dann sein Vater.

— Nein, Papa; die Pique-Dame reizt mich nicht mehr und auch die Treibjagd nach den anderen vermag mir kein Interesse abzugewinnen. Ich notire hier meine Wett-Differenzen auf dem Turf.

— Die Wettrennen wollen wir ihm gestatten, schloß dann die Mama die Diskussion.

Man gestattete ihm denn die Wettrennen und belobte ihn sogar dafür, daß er in seinen Rechnungen so strenge Ordnung hielt.

*

Eines Juni-Abends — es war an einem Freitag und nach zwölf Nullen (unerhört!) — machte Gaston einen Spazierritt im Gehölz. Er war längere Zeit durch eine Erbtante aus der Provinz festgehalten, der er die Sehenswürdigkeiten



der Hauptstadt und der Ausstellung hatte zeigen müssen. Und nun, da er seine Freiheit wiedergewonnen, wurde der Reiter durch das sommerliche Grün, die Equipagen, die hellen Damen-Toiletten, die Parfums der Frauen, den milden Abendwind und den Silberschimmer des Mondes zu einer Gluth entfacht, wie er sie schon lange nicht gekannt.

Nachlässig in ihrer Victoria zurückgelehnt und so ihre natürlichen Gaben frei darbietend, in blauem Kleide und schwarzen Handschuhen, das blonde Haupt beschattet von einem breiten Strohhute, mit Myosotis-Augen, einem fest geschürzten Mäskchen und allerliebsten kleinen Zähnen: so fuhr Theresia — auch die Fellabzieherin genannt — durch das Gehölz, leicht mit ihrem Sonnenschirm spielend.

Gaston von Malroy kannte sie noch nicht und so folgte das Pferd des Herrn Panurg dem Wagen der Halbwelt-Dame.

*

Mitternacht.

Pünktlich beim Stelldichein schritt der Vicomte die Treppe zum Stockwerk eines kleinen Hôtels der Avenue de Villiers hinan.

— Ich fühle mich in vorzüglicher Stimmung, — damit führte er sich ein.

— Umso besser, mein Kleiner! so lautete die Erwiderung.

(Pause.)

Nach dem ersten Liebes-Scharmügel begann die Horizontale sich zu zieren.

— Ich war doch artig, nicht wahr, Gaston?

— Ja, Theresia, sehr artig; und Du sollst es noch mehr sein.

— Noch mehr ist mir ganz recht, aber ich möchte . . . Du verstehst mich?

— Nein.

— Dein . . . Geschenk sehen.

— Morgen Früh.

— Wenigstens eine Anzahlung.

— Morgen; ich bin einmal so und nicht anders.

— Die Hälfte, den vierten Theil.

— Wie soll ich aber die Hälfte oder den vierten Theil bestimmen? Weiß ich denn?

— Man wird so oft betrogen.

— Ich betrüge niemals.

— Kurz: ich möchte Ihre Absichten kennen.

— Ich kenne sie selbst nicht, auf Ehre!

— Nun denn, ich fordere, mein Herr . . .

— Oh, das ist was Anderes, mein Fräulein! Ich will Sie entlohnen.

Sobald er angekleidet war, zog Gaston aus seiner Brieftasche das traurige Bulletin der zwölf vorangehenden Nächte:

S	M	D	M	D	F	S
0	0	0	0	0	0	0
0	0	0	0	0		

Und er schrieb in das dreizehnte Geviert eine Ziffer ein.

8 — Was markirst Du?
 — Ich markire: Eins.
 1 Und er legte einen Louis
 auf den Kamin Sims.

— Ein Louis! Für wen halten
 Sie mich? rief Theresa stolz.

— Liebste, ich sagte Ihnen, ich sei
 in guter Stimmung und Sie hatten
 Unrecht, mir Einhalt zu thun. Ich
 steuerte auf Zehn los und Sie würden
 zehn Louis erhalten haben. Adieu!



Frage- und Antwortspiel.

Von Germain d'Ange.

Was ist die Ehe? Für manches Mädchen nichts An-
 deres als eine Namensänderung.

*

Was ist eine Wittwe? Eine angenaschte Frucht.

*

Was ist ein Pantoffelheld? Einer, der um
 Pflichten bittelt.

*

Was ist die Seele einer schönen Frau? Etwas
 was man bewundert, wenn man den Körper besitzen will.

*

Was ist der Kuß? Die Sehnsucht nach mehr.

*

Was ist die Treue? Etwas, was uns die Frau
 gewöhnlich schuldig bleibt.

*

Was ist die Liebe des Alters? Eine Hochach-
 tung, welche die Frau zurückweist.

*

Was ist das Schmolten? Wenn man den Wunsch
 erst bei der Appellation gewähren will.

*

Was ist die Büste? Zwei Hügel mit schönerer Aussicht.

*

Was ist die Mode? Eine Kunst, welche die Natur
 corrigirt.

*

Was ist platonische Liebe? Eine schlechte Ausrede.

*

Was ist das Postscriptum? Etwas, worin uns
 Das bewilligt wird, was uns im Briefe verweigert wurde.

*

Was ist Geschicklichkeit? Wenn einer schönen Frau
 rechtzeitig das Schwimmcostüm plagt.

*

Was ist eine schöne Frau? Ein Paradies, aus
 dem man eines schönen Tages vertrieben wird.

*

Was ist eine Glaze? Eine Erinnerung.

Salonleben.

Von Mab.

Trotz der Ueberlieferung, welche verlangt, daß Forschungs-
 Reisende tugendhaft seien, war Herr Jacques Chazal
 keineswegs mit tugendhaften Absichten nach Paris zurückgekehrt,
 nachdem er drei Jahre lang Zentral-Asien durchforscht hatte,
 wofür die Regierung ihm, wie es sich gebührt, den Orden der
 Ehrenlegion verliehen hatte. Und so widmete er denn, als er
 an einem Freitag-Abend im neuen Zirkus saß, eine ganz be-
 sondere Aufmerksamkeit einer gewissen Loge von ziemlich frag-
 würdiger Bevölkerung, wo eine herrliche Blonde blühte, mit
 Saphir-Augen und einer so unschuldsvollen Miene, daß es
 schon nicht mehr natürlich war, etwa wie ein Madonnengesicht,
 dargestellt durch die erzschelmische Schauspielerin Néjane. Er
 fragte sich sogar im Stillen, wie er es anfangen sollte, um
 diesen Engel in der Nähe zu betrachten, als der Himmel ihm
 seinen alten Freund Des Tuyaux, der bekanntlich Alles weiß,
 in den Weg führte.

— Das ist die Gräfin Raviolini.

— ? ? ?

— Mein Gott! viel mehr weiß ich Dir auch nicht zu
 sagen. Wenn Du noch mehr erfahren willst, laß' Dich bei
 Frau von Beurrans einführen; dort „operirt“ sie.

— Und wie soll ich mich bei Frau von Beurrans ein-
 führen?

— Sehr einfach; man gelangt da hinein wie in die
 Kirche. Ich will Dir diesen Dienst erweisen, wenn Du darauf
 bestehst, und Du wirst dort mit offenen Armen empfangen
 werden. Du bist jetzt ein großer Mann und wirst zu den
 schönsten Zierden ihres Salons gehören.

Es ist eine bestimmte Thatsache, daß Frau von Beurrans
 einen Salon hat, obgleich Niemand zu erklären vermag, wie
 dieser Salon entstanden ist und woraus er besteht. Die Leute,
 die überall ein Härchen finden wollen, behaupten, es sei kein
 Salon „erster Güte“; aber wo sind denn diese Salons „erster
 Güte“? Und ist es nicht schon eine sehr große Sache, in Paris
 überhaupt einen Salon zu haben? Es gibt Frauen, welche
 Freunde und Verbindungen haben, Gesellschaften besuchen und
 empfangen, aber Das macht noch keinen Salon. Um einen
 Salon zu haben, muß man haben, was Frau von Beurrans
 hat: einen klassischen, unverrückbaren Montag, einen klassifizir-
 ten, katalogisirten und etikettirten Montag, der sozusagen eine
 gesellschaftliche Einrichtung ist, seine Klubrik hat in der Presse,
 ein Gegenstand des Respektes und des Neides für den leicht
 gläubigen Spießbürger und den unschuldigen Provinzler. Es
 ist kein politischer Salon, kein literarischer Salon, auch kein
 Künstler-Salon; es ist kein Salon, wo man sich amüßirt,
 noch weniger ein Salon, wo man sich langweilt; es ist ganz
 einfach ein Salon. Daß dieser Salon im Verfall sei, wie einst
 jene von Madame Récamier und der Fürstin Lieven in Ver-
 fall geriethen, Das ist möglich. Aber ist denn nicht Alles in
 Verfall? In einem halben Jahrhundert wird man ohne Zweifel
 von dem Salon der Frau von Beurrans nicht mehr sprechen,
 vielleicht schon im nächsten Jahre nicht; aber heute wird viel
 mehr von diesem Salon gesprochen, als vor einem halben

Jahrhundert von den eben genannten Salons gesprochen wurde; und die Hauptsache ist die Gegenwart, nicht die Zukunft.

Welches Zaubermittel besitzt denn Frau von Beurran, daß es ihr gelingt, in diesem großen Paris, wo im Wirbelwind der Geschäfte und der Vergnügungen das Leben sich nach allen vier Winden zerstäubt, jede Woche an vierzig Getreue zu vereinigen, unter welchen es fast immer einige Leute von Geist und einige bekannte Gestalten der guten Gesellschaft gab? Nicht als ob sie übermäßigen Staat machen würde in ihrer bescheidenen Wohnung, welche im zweiten Stockwerk eines Hauses der Rue Mirameznil liegt, noch auch als ob sie ihren Gästen außerordentliche Zerstreungen bieten würde. Es gibt da vor Allem die kleinen „Montage“, an welchen das Gespräch die einzige Unterhaltung bietet. Für Diejenigen, die nicht den Geschmack oder die Mittel haben, immerfort mit ihrem Geiste zu glänzen und sich schließlich unbehaglich fühlen in dieser Nachahmung des Hôtels Rambouillet, gibt es die mittleren Montage mit Musik, Haustheater, Vorlesungen. Endlich gibt es zwei oder drei große Montage, — kostümiert oder nicht — an welchen auch getanzt wird und zu welchen der ganze Heerbann Derjenigen zugelassen wird, welche Frau von Beurran in ihrem wohl ausgefüllten Leben kennen gelernt hat. Es sind ebenso viele Feste, sorgfältig verzeichnet als Pariser Ereignisse in den Organen der eleganten Welt.

Man wird Euch sagen, dieser Salon sei in Paris derjenige, wo am meisten Geist destillirt, die beste Musik gemacht, die beste Literatur hervorgebracht wird, wo die vornehmsten Männer und die hübschesten Frauen anzutreffen sind. Ja noch mehr: man wird Euch versichern, daß dort alle Frauen schön sind und ihre Toiletten ausserlesen, selbst jene, die anderwärts für häßlich und schlecht gekleidet gelten. Aber wer sagt Das? Lange Zeit hatte Frau von Beurran allein es allen Winden ausposaunt; dann hörte man es so lange, bis man es glaubte und wiederholte. Die Auserkorenen sind natürlich die Letzten, die dem widersprechen. Es ist immer angenehm und schmeichelt, irgendwem anzugehören und es bedeutet schon eine soziale Position, den kleinen Montagen der Frau von Beurran anzugehören. Und übrigens gibt es immer ein Profitchen herauszuschlagen, wenn man einer Gesellschaft zu gegenseitiger Bewunderung angehört.

Frisch aus der Mandchu-Tartarei gekommen, stand Herr Jacques Chazal nicht auf der erstaunlichen Höhe dieses lieben Paris. Darum fand er denn auch sogleich bei seinem ersten Besuche im Salon der Frau von Beurran, daß es da nicht viel zu lernen gebe. Was zunächst die Konversation betrifft, so war man da nicht dümmel als anderwärts, man war es sogar etwas weniger. Aber er war der Meinung, daß man Dasfelbe alle Tage an vielen anderen Orten hören kann, die nicht als Geistes-Bureau patentirt sind. Was die Kunstgenüsse betrifft, so gab es einen wunderbaren Tenor, den man im Chor der „Folies-Dramatiques“ entdeckt hatte und dessen Reheleuschaft erst im Salon Beurran gehoben werden sollte; ferner einen wallachischen Geiger, der mit seinem Instrument die Harmonika und das Flügelhorn nachzuahmen verstand; einen Taubstummen, der ein Flötenkonzert spielte; eine kleine Pianistin, — ein Wunderkind — die im Genre des Henri Herz

Variationen über den Luther-Choral improvisirte. Alldies ist ohne Zweifel sehr interessant, aber nur mittelmäßig künstlerisch.

Was die Schönheit und Eleganz der Frauen betrifft, so fand Chazal, daß es da so war wie überall. Die große Fürstin Thella von Jemenfichska war ebenso ungenirt und die kleine Estella von Saint-Florian ebenso neckisch-zierlich wie anderswo, was aber Beide nicht hinderte, sehr hübsch zu sein — Jede nach ihrer Art. Die Gräfin Raviolini fand er hier ebenso reizend wie im neuen Zirkus, und er entdeckte außer ihr noch andere Gesichter, die sehr lieblich anzuschauen waren.

Was die Gäste anbelangt, so war ein wirklicher Akademie da und nicht einmal ein unberühmter, dann ein preisgekrönter Maler, einige Journalisten, mehrere Finanz-Männer und viele Müßiggänger vom Schlage seines Freundes Des Tuyaux. Es fehlte auch nicht an exotischen Persönlichkeiten, die ja den Hauptreiz eines jeden Salons bilden. Der junge Prinz Msepaki, der jüngere Sohn des Mikado war bei seiner Ankunft in Paris, wo er seine Erziehung vollenden sollte, sogleich in diesem Salon eingeführt worden. Der sympathische General Fo-Pa, Geschäftsträger der chinesischen Gesandtschaft, ist so sehr Pariser, daß man ihn eigentlich nicht zu den Fremden zählen kann. Die Allianz mit Rußland repräsentirt in diesem Salon der General Durkoff, General-Adjutant des Czars. Dies hindert nicht, daß auch Italien und Oesterreich-Ungarn hier willkommen sind, Ersteres durch den Cavaliere Cesare Gardacaro, Letzteres durch den ungarischen Grafen Saffary vertreten.

Neben allen diesen „echten“ Persönlichkeiten gab es sehr viele von fragwürdiger Qualität. Auch waren zu viele geschiedene und — mehr oder weniger freundschaftlich — getrennte Frauen da. Gewiß, es ist dies ein Mißgeschick, welches den ehrbarsten Frauen widerfahren kann; aber man soll deren nicht zu viele in seiner Umgebung haben. Unter den übrigen Frauen gab es einige sehr reiche Amerikanerinnen, die vermöge ihrer Heirath mit irgend einem zugrunde gegangenen jüngeren Mitgliede des Hochadels mit mehreren herzoglichen und gräflichen Häusern verwandt waren. Endlich gab es viele Ehemänner ohne ihre Frauen und einige Frauen ohne ihre Männer. Aber gar keine Mädchen. Zufällig sind sie immer verschnupft an den Abenden, wenn ihre Mütter kommen; — denn es gibt in diesem merkwürdigen Salon auch Mütter, sogar ganz korrekte Mütter, die sich aber auf eigene Rechnung unterhalten wollen. Ueberdies sind diese Vorlese- und Plauderabende ein wenig zu steif für junge Mädchen. Frau von Beurran fügt sich dieser Einwendung, ja sie gibt sich den Anschein, als ob es ihr so lieber wäre. Was Chazal betrifft, so war ihm die Sache gleichgiltig; er war in dieses Haus gekommen, um da eine solche Art der Zerstreung zu finden, bei welcher junge Mädchen nichts zu suchen haben.

Aber, da er in den Einsamkeiten des Himalaya die Gewohnheit des Nachdenkens angenommen hatte, fragte er sich, was im Grunde dieser Salon sei. Gewiß nicht sauber, auch nicht trübe, blos zweideutig. Es war sogar ein Gatte der Hausfrau da, ein ehemaliger Unterpräfekt unter dem Kaiserreich, nach Wiederherstellung der moralischen Ordnung seines Amtes enthoben und in der Omnibus-Verwaltung untergebracht. Für seine Frau ist dies ein Mittel, sich seiner zu entledigen. Seine Bezüge, die nicht groß sind, kommen dabei

weniger in Betracht. Er ist eine hübsche Beamten-Gestalt und figurirt manchmal bei den Montagen, wenn seine Gesichtsnervralgie ihn nicht daran hindert. Im Uebrigen waren eine Menge beunruhigender Einzelheiten über dieses Haus in Umlauf. Zu jeder Jahreszeit gab es da einen Ueberfluß an Blumen, große Sträuße Flieder und Rosen vom Blumenhändler Baillant, ganze Körbe Orchideen von Labrousse; ein fortwährend erneuerter Vorrath von Bonbons-Büchsen war da zu bewundern. Die bösen Zungen behaupten, dies sei ein scharfsinnig organisirtes Reklame-System; aber dies läßt sich natürlich nicht beweisen. Andererseits kann man häufig bemerken, wie sie ihren Freunden Danksaugungen zuflüstert, die sich doch auf etwas beziehen müssen. Ebenso verhält es sich mit den Theaterlogen, mit den Billeten zu Konzerten und Gemälde-Ausstellungen. Auf der Eisenbahn hat sie ihr reservirtes Coupé und Alles berechtigt zu der Annahme, daß sie mit einem Freibillet reist. Endlich sieht man sie immer und überall von einer Schaar Herren umgeben und all' die kleinen Profitchen genießen, die sich daraus ergeben. Die Lasterer sprechen sogar von solideren Vortheilen, aber man weiß ja, wie schlecht die Welt ist.

Was die bösen Vermuthungen betrifft, welche man in Betreff der Frau von Beurran's hegen könnte, so wären solche völlig haltlos. Indiskrete Leute, welche diese Dame vor dreißig Jahren gekannt haben, versichern, daß sie niemals schön gewesen; es ist ihr denn auch nichts übrig geblieben, als der Geist und der Geist ist bekanntlich den Verdächtigungen der bösen Zungen nicht ausgesetzt. Ihre künstliche Schlantheit, ihre aus zweiter Hand, von einer Theaterschneiderin bezogenen Toiletten und ihre orange-gelb gefärbten Haare verführten die Männer nicht mehr, — so albern die Männer sonst auch sind.

— Man sieht in diesem Salon keine Mädchen, sonst möchte ich fast glauben, daß dieser Salon eine Heiraths-Vermittlungs-Anstalt sei, flüsterte Chazal seinem Freunde ins Ohr.

— Nun denn, nehmen wir an, daß es eine Scheidungs-Vermittlungs-Anstalt sei, erwiderte Des Luyaux.

— Ein anbetungswürdiges Geschöpf, diese Gräfin Raviolini, nicht wahr? sprach Frau von Beurran's gegen Ende der Soiree zu Chazal.

— Anbetungswürdig ist das richtige Wort.

— Ich muß Ihnen sagen, daß Sie sie erobert haben. . . Sie ist eine so edle, großmüthige Seele, begeistert sich für alle großen Thaten. Sie hat Sie bewundert, noch ehe sie Sie kannte.

Chazal will nicht bewundert werden, am allerwenigsten von den schönen Frauen; da er überdies nicht gern von seinen Reisen spricht, hatte er ein entschieden ablehnendes Lächeln als Antwort auf diese Größnungen. Aber die Hausfrau gab sich noch nicht geschlagen.

— Die arme Frau! fügte sie hinzu. Nach all dem Herzleid, das sie gehabt, muß sie doch ihren Geist irgendwie beschäftigen.

Und nun erzählte sie eine schmerzliche Geschichte von einem neapolitanischen Grafen, der ein Spieler und Wüßling gewesen und dieses edle Herz gebrochen hatte. Die Naturalisation des Grafen als amerikanischer Staatsbürger hatte die von beiden Seiten ersehnte Scheidung möglich gemacht. Chazal konnte übr-

gens, da er ebenfalls im Faubourg Saint-Germain wohnt, die Gräfin bis zu ihrem Hausthor begleiten.

Am nächsten Montag speiste Chazal bei Frau von Beurran's. Die Montags-Diners dieser Damen sind ebenfalls eine Pariser Einrichtung. Was man seinen Gästen vorsetzt, kommt nicht in Frage; die Hauptsache ist, das Vorgelegte in das rechte Licht zu rücken und Das versteht Frau von Beurran's. Die Haupt-Anziehungskraft ihrer Diners bleibt übrigens die mehr minder hervorragende Persönlichkeit, welche jeweilig die Tafel ziert. An diesem Abend war Herr Chazal die Tafelzierde. Man befragte ihn nur zuviel über die Hochgebirge von Thibet, man erstaunte zu viel und man bewunderte ihn zu viel und Dies ärgerte ihn. Darum war er auch entschlossen, wengleich seine Nachbarin, die Gräfin Raviolini, schöner war als je, das Eintreffen der ersten Soiree-Gäste dazu zu benutzen, sich aus dem Staube zu machen. Allein das Schicksal wollte, daß unter diesen ersten Gästen ein Mann sei, den er sehr liebte, der Oberst de la Fourragère, in dessen Regiment er vor 12 Jahren sein Freiwilligen-Jahr abgedient hatte und den er seit seiner Rückkehr aus Asien nicht wieder gesehen. Es gab von beiden Seiten ein freundiges Wiedersehen, dann stellte der Oberst seinen jungen Freund seiner Tochter vor, dem ersten jungen Mädchen, welches Chazal in diesem Salon getroffen. Im Laufe des Abends wollte er der Herrin des Hauses ein Kompliment wegen dieses Gastes machen.

— Ein reizendes Mädchen, Fräulein de la Fourragère, sagte er.

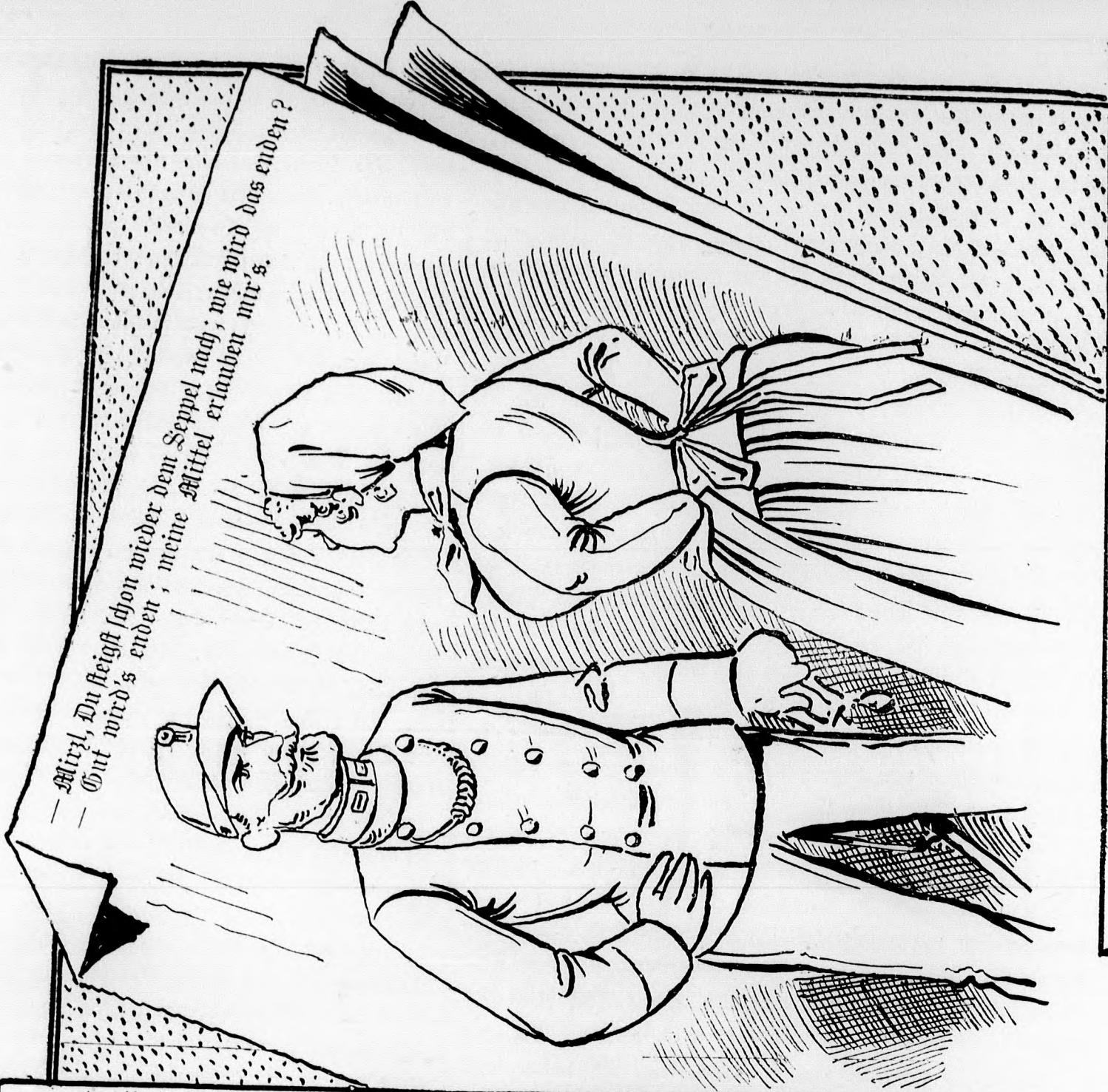
— Ach, sie ist ja noch ein Kind! rief Frau von Beurran's aus, die von diesem Kompliment nicht sonderlich erbaut schien. Sie haben sich eben erst in Paris festhaft gemacht, wo sie nur wenige Verbindungen haben; der Oberst hat mir das Kind anvertraut, damit ich ihm einige Zerstreuung verschaffe. Die arme Kleine hat ihre Mutter nicht mehr und sie ist noch so jung. . . Ich fürchte, mein Salon wird zu ernst für sie sein.

Sie war denn zu Allem gut, diese liebe Frau von Beurran's, selbst dazu, den Waisen eine Mutter zu sein. Und es machte einen so guten Eindruck, ein junges Mädchen in seinem Schutze zu haben. Eveline de la Fourragère war in der That reizend und keineswegs so sehr Kind, wie die Dame des Hauses behauptete. Wäre Jacques mit Eveline nicht so stark beschäftigt gewesen, er hätte bemerken müssen, daß Frau von Beurran's und die italienische Madonna die Köpfe zusammenstecken; es gab heftige Vorwürfe von der einen, Erklärungen und Entschuldigungen von der anderen Seite. Doch Jacques war so sehr zerstreut, daß er eine Einladung zum Diner beim Obersten für den folgenden Tag annahm, vergessend, daß er den anderen Damen versprochen hatte, sie ins Nouveautés-Theater zu begleiten, wo Frau von Beurran's eine Loge hatte. Die berechtigten Vorwürfe dieser Dame fürchtend, erschien er an den folgenden Montagen nicht mehr im Salon derselben. Und seltsam genug: der Oberst war mit seiner Tochter einmal daselbst gewesen — und dann nicht wieder. Die ehrenwerthen Leute, die ihm Zugang zu diesem Salon verschafft hatten, fragten ihn um den Grund seines Wegbleibens und er erwiderte mit soldatischer Geradheit, Jemand habe ihm einen Wink gegeben, dies sei kein Salon für ein junges Mädchen. Frau

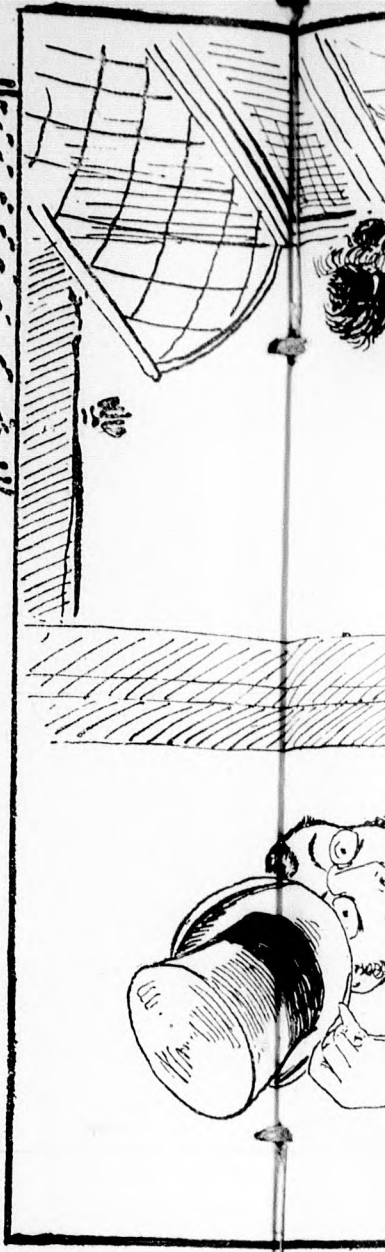
Erlaubt — nicht erlaubt.

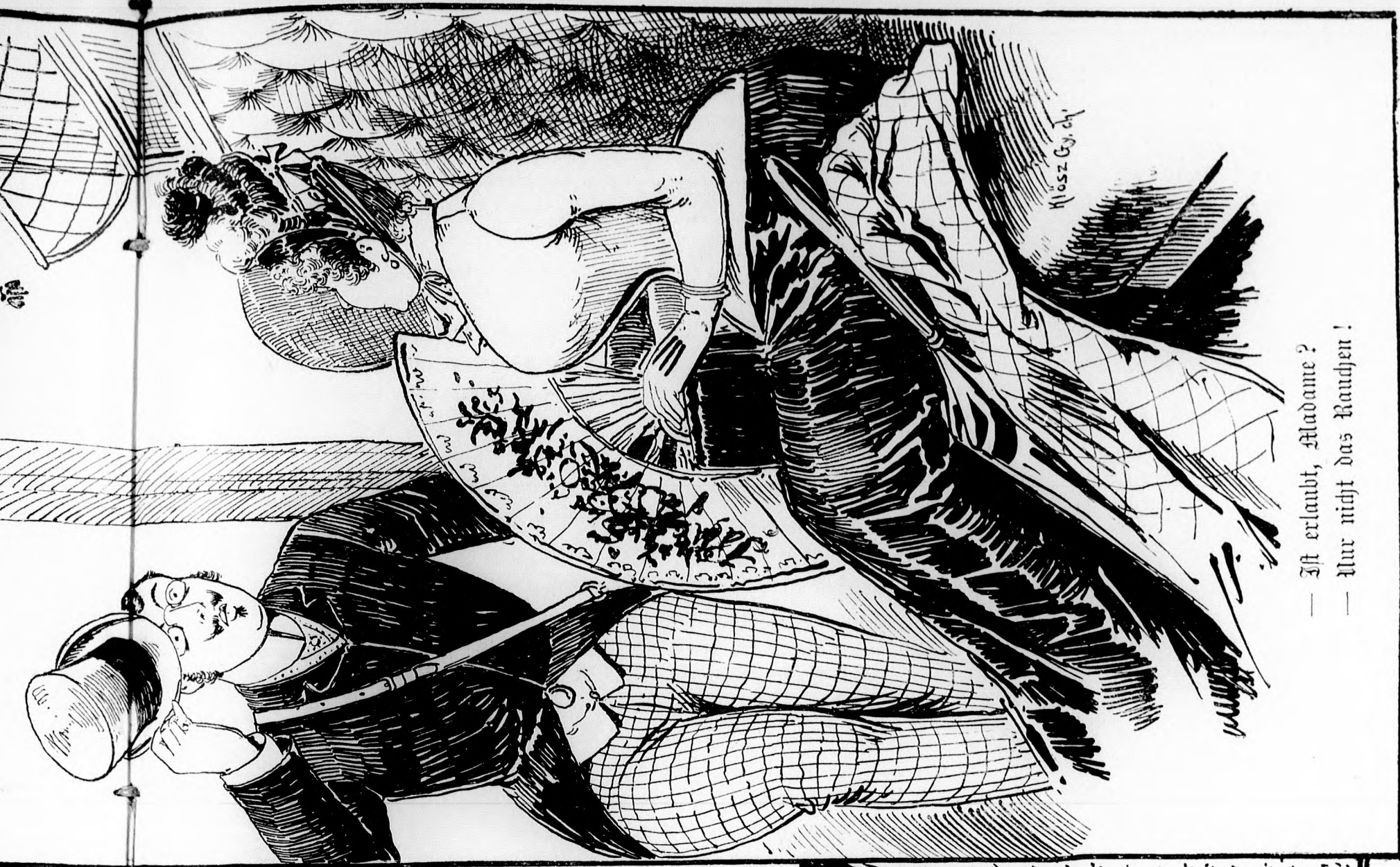


— Wie diese Bengel sich doch erlauben können.

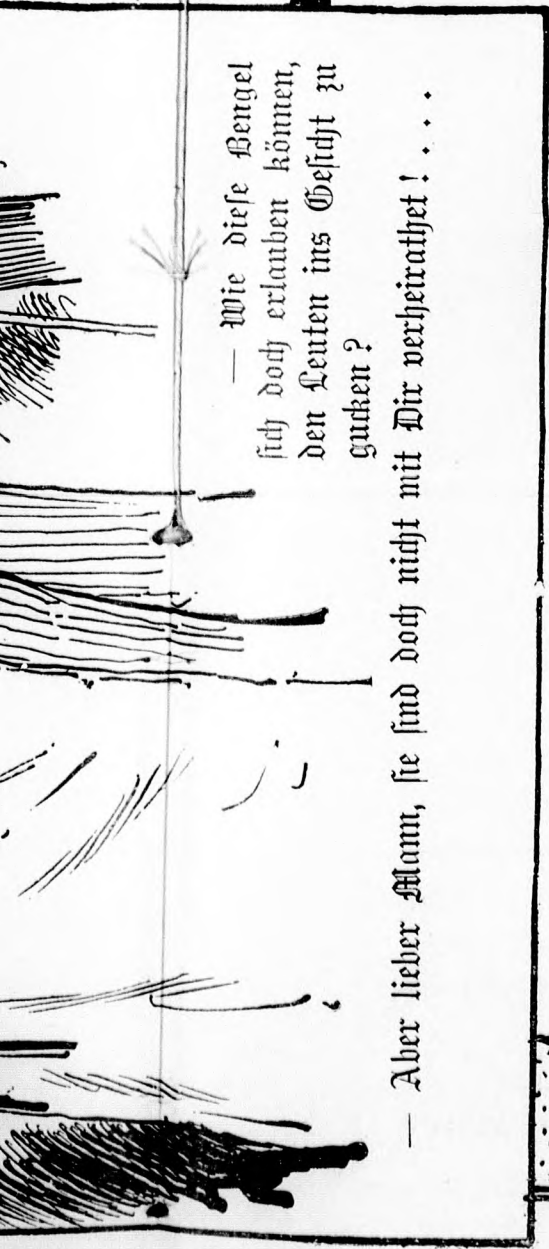


— Miryl, Du steigst schon wieder dem Seppel nach; wie wird das enden?
— Gut wird's enden; meine Mittel erlauben mir's.





— Ist erlaubt, Madame?
 — Nur nicht das Rauchen!



— Wie diese Bengel
 sich doch erlauben können,
 den Leuten ins Gesicht zu
 gucken?

— Aber lieber Mann, sie sind doch nicht mit Dir verheirathet! . . .



— Aber Cor'l, was redt'st denn für kecke Sachen?
 — Laß mi reden, Alte; am Sonntag ist Alles erlaubt.

von Beurraus ahnte wohl, woher der Wind blies; doch da alle Welt ihr nützlich sein konnte, überwarf sie sich mit Niemandem.

Drei Monate später verbreitete sich in Paris das Gerücht, die Gräfin Naviolini habe in Spa einen sehr großen, sehr blonden und sehr naiven Kapitän der horse-guards getroffen und sei demselben nach England gefolgt — man wußte nicht genau unter welchem Titel. Zur selben Zeit machte Jacques Chazal Mittheilung von seiner ehelichen Verbindung mit Eveline de la Fourragère. Bei Beginn der Wintersaison waren die Gäste der Montags-Empfänge erstaunt über die große Anzahl von jungen Mädchen, welche von ihren Müttern hieher gebracht wurden. Frau von Beurraus versteht es eben, mit allen Karten zu spielen und hatte die Heirath des Jacques Chazal — der wahrhaftig eine schöne Parthie war — auf die Rechnung ihrer Verdienste gesetzt.

Du hast Diamanten und Perlen . . .

—*—
„Du hast Diamanten und Perlen,“
So sang ein verliebter Herr,
„Du hast die schönsten Augen,
„Mein Liebchen, was willst Du noch mehr!“

Da hob sie ein wenig ihr Köckchen
Und meinte: „Ich habe noch mehr,
„Und Du sollst meinen Reichthum bezahlen!“
Da wurde das Herz ihm so schwer . . .
Heinz Neumann.

Badereisen.

Skizze von Seneca.

Die Sonne fängt schon an zu brennen, der Sommer beginnt. Sie brennt nicht gleich mit ihrer rücksichtslosesten Gluth, nein, erst nur ganz diskret, zuweilen verbirgt sie sich noch hinter kühlende Wolken, und die oberen Zehntausend wissen ganz genau, was die liebe Sonne damit sagen will. „Ich warne Sie hiermit, meine Herrschaften,“ meint sie, „nicht zu lange zu säumen und alsbald in die Bäder und Sommerfrischen abzureisen, denn bald fange ich an zu sengen und zu brennen, und Sie wissen, in der Residenz empfindet man das am unangenehmsten.“ Und man beachtet diesen Wink, Alles packt die Koffer und fort geht es.

Dem Freiherrn von Waldsee, Abtheilungschef im Ministerium, ist irgendetwas peinlich, obwohl ihm der Minister soeben einen achtwöchentlichen Urlaub bewilligt hat.

„Wohin geht die Reise denn diesmal?“ hatte der Minister gefragt, und der Freiherr hatte erwidert:

„Nach Baden-Baden, Excellenz. Hoffe dort von dem bösen Rheumatismus ganz kurirt zu werden.“

„So, so,“ sagte der Minister gleichgiltig-freundlich, „wünsche Ihnen alles Gute.“

Waldsee war ein Gentleman durch und durch, und es war ihm daher peinlich, dem Minister die Unwahrheit gesagt zu haben, obwohl es ganz überflüssig war. Er hätte ebensogut sagen können:

„Excellenz, ich gehe nach Baden-Baden, weil dorthin eine Familie geht, in welcher ein Engel von Mädchen existirt, in das ich mich verliebt habe.“

Der Minister hätte gewiß ebenso gleichgiltig gesagt: „Wünsche viel Glück.“

Rheumatismus? Haha? Er fühlte sich so gesund wie nur irgend Einer und kannte die Krankheit nur aus den Klagen älterer Kollegen. Aber die Liebe, ist sie nicht schließlich auch eine Krankheit?

*

Die Gartenstraße liegt stiller da, als gewöhnlich, die meisten Fenster der Häuser sind durch Jalousieen verdeckt. Hin und wieder sieht man durch das geöffnete Fenster eines Souterrains einen Papageienkäfig, dessen Insasse von dem Portiers-töchterlein gefüttert wird, so auch in einem villenartigen Hause, dessen Bewohner gerade im Begriff sind abzureisen. Hier wohnt Graf Wildermann nebst Gemahlin und drei Töchtern, und dieser Familie macht Freiherr von Waldsee seine Abschiedsvisite.

„Also Sie reisen schon morgen,“ fragt die Gräfin, „und wohin?“

„Nach Baden-Baden.“

„Wir auch. Das ist ja ein reizendes Zusammentreffen.“ (Aber nicht so zufällig, wie sie glaubte!)

„Der Arzt hat uns Baden-Baden verordnet. Meine beiden Ältesten, Frieda und Victoria leiden so sehr an den Nerven, und ich bin auch im höchsten Grade nervös. Wilma freilich — —“

Waldsee wird bei Erwähnung dieses Namens unruhig und roth.

„Wilma hat geradezu plebejisch-dauerhafte Nerven, aber wir müssen sie doch auch mitnehmen.“

(„Was mich aufrichtig freut,“ denkt der Freiherr.)

*

Ein anderes Bild.

Zeit: Eine Stunde später. Ort: Praterstraße.

Der Freiherr von Waldsee trifft den Geheimrath Müller, der offenbar in der vergnügtesten Stimmung ist.

„Sie kommen wohl vom Bureau, Herr Geheimrath?“

„Ich bewahre, ich habe eben“ — man sieht ihn mit einem halben Gesicht lachen, mit dem anderen halben eine wehmüthige Grimasse schneiden — „meine Frau auf den Bahnhof gebracht. Ach ja, der Abschied wurde mir schwer, lieber Baron, aber was war zu thun? Die Aermste leidet an einer schrecklichen Migräne. Ich weiß, welche Schmerzen sie zu ertragen hat, obwohl sie es immer leugnet. Der Arzt mußte mir zuletzt eingestehen, daß Ems das einzig Richtige für sie wäre. Aber woher kommen Sie?“

„Ich war bei der Gräfin Wildermann. Die ist auch gerade im Begriff zu reisen.“

„Aha, ja, ja, ich weiß,“ lachte der Geheimrath, „sie muß ihre beiden Ältesten an den Mann bringen, deshalb

leiden sie jedes Jahr an einer anderen Krankheit, je nach dem Heirathsbad, welches sie aufsuchen wollen.“

„Aber die jüngste Tochter?“

„Die wird auch so einen Mann kriegen.“

Und heiter lachend geht der Geheimrath in eine Weinkneipe.

*

Die Oberstin von Wolski ist eine alte Freundin seiner Mutter. Daher will Waldsee es nicht versäumen, auch von ihr Abschied zu nehmen. Als er das Empfangszimmer betritt, wird dieses gerade in Eile von der Nichte der Oberstin verlassen.

„Sie ist etwas unpäßlich,“ entschuldigt sie Letztere „Wohin reisen Sie denn, Baron?“

„Nach Baden-Baden.“

„Schade, daß wir dann nicht zusammentreffen, wir reisen in ein Ostseebad — meine Nichte hat nämlich einen Herzfehler — wir wissen noch nicht, in welches.“

„So? Ich dachte, Sie würden nach Ems gehen, weil Ihre Freundin, die Geheimrätthin Müller auch dorthin reist.“

„So? Also nach Ems?“

„Ja, ich traf eben den Geheimrath, er war ziemlich munter, aber er schien doch über die Abreise seiner Gemahlin betrübt.“

„Haha!“ lacht die Oberstin, „der alte Schwerenöther! Er hat in jedem Jahr die größte Mühe, seine Frau davon zu überzeugen, daß sie die Migräne hat. Im Vertrauen, eine gewisse kleine Tänzerin vom Corps de Ballet wartet schon mit Sehnsucht auf die Abreise der Geheimrätthin. Sie glauben gar nicht, wie dieser alte Müller sich den ganzen Winter über auf sein Stroh Wittwerthum freut.“

Nachdem der Freiherr Abschied genommen hat, geht er die Treppe hinunter. Mitten auf der Treppe bemerkt er, daß er mit seinem Ärmel an die Wand gestreift und sich weiß gemacht hat. Er bleibt stehen, um den Ärmel zu reinigen, und wird so unwillkürlich Zeuge eines Gespräches, welches die Zofe der Nichte mit der neuen Zofe der Oberstin hat.

„Weshalb sollte sie denn keinen Herzfehler haben?“ fragt die neue.

„Bist Du aber grün!“ erwidert die andere, „da würde sie sich schon danach gebahren. Hast Du denn gar nicht bemerkt, wie unser Nichten wohlbeleibt geworden ist — ja, das kommt davon, wenn man Rendezvous mit Gardelieutenants hat. Deshalb sagen sie auch Keinem, wohin sie fahren — recht weit und recht verborgen muß es sein.“

Freiherr von Waldsee geht nach Hause, um seine letzten Reisevorbereitungen zu treffen, und zwar mit bedeutend erleichtertem Gewissen. Eine Lüge, die allgemein ist, ist eine conventionelle, und somit erlaubt. Dabei bleibt man immer ein Gentleman. Wer wird denn auch gleich dem Ersten Besten seine Herzensgeheimnisse austramen! Genügt es doch, wenn sie einige Wochen später die Anzeige erhalten, daß sich Freiherr von Waldsee und Wilma von Wildermann als Verlobte empfehlen.



Boshaft.

— Wovon lebt die Cocotte dort vis-à-vis?

— Sie streckt sich nach der Decke eines — Andern.

A. T.

*

Sie kennt sich aus.

Liebhaber: Ach, ist mir aber heiß!

Geliebte: Leg' den Rock ab und das Portemonnaie.

A. T.

*

Nach der Brautnacht.

Ein Freund fragt den andern, der am vorigen Tag eine Wittwe geheirathet hatte, wie ihm dieselbe gefallen. „Außerordentlich,“ erwiderte er, „sie ist fast noch eine Anfängerin.“

A. T.

*

Auch ein Vorzug.

— Wie gefällt Dir Dein neuer Liebhaber, Mizi?“

— Oh, sehr gut; der versteht wunderbar Das zu nehmen, was man ihm nicht freiwillig gibt.

A. T.

*

Auch ein Fehler.

— Wie gefällt Dir Dein Liebhaber?

— Nicht gut, er hat zu viel Geduld!

A. T.

*

Durch die Blume.

Pilienthal: Wie gefällt Dir mein neuer Anzug?

Ballerine: Ganz gut — nur die Taschen sind zu klein.

A. T.

*

Kinder mund.

— Mama, werden die Zwillinge von zwei Störchen gebracht?

A. T.

*

Eheleben.

Frau (sich einschmeichelnd an den Gatten schmiegend): Liebster Karl! kaufe mir doch ein Duzend fleischfarbener Strümpfe.

Mann (unwirsch): Unmöglich, Kind! Ich bin . . . ich bin Vegetarianer!



Der Plafond zu niedrig.

Von Armand Silvestre.

I.

Herr Cascamille, mehrfacher Hausbesitzer zu Marseille, durfte sich rühmen, wieder einmal ein prächtiges Zinshaus aufgeführt zu haben. Da war nicht eine Hand breit Boden unausgenützt geblieben. Sechs Stockwerke, in der Nähe des Hafens, große Magazine, für den Olivenhandel sehr zweckmäßig eingerichtet. In jedem Stockwerk eine Balkonwohnung; endlich gab es auch noch unter dem Dache eine Wohnung, deren Plafond aber so niedrig war, daß man kaum von seinem Sessel aufstehen konnte, ohne mit dem Kopfe gegen die Decke zu stoßen. Diese Wohnung war nicht leicht zu vermieten; Herr Cascamille kaprizierte sich aber dennoch, einen hübschen Miethzins dafür zu erzielen, weil das Haus so vortheilhaft im Geschäfts-Viertel gelegen war. Und er wollte auch dann nichts nachlassen, als das Ehepaar Anténor — César und Corysandre Anténor — Arm in Arm bei ihm erschien, um diese Wohnung zu mieten. Es war ein junges und sehr verliebtes Ehepaar. César, ein hübscher Bursche von echt südlichem Schlage, mit zwei Glutherden in den Augen und einem Astrachan-Fell als Haupthaar. Auch Corysandre war brünett, aber mit einem gewissen Goldschimmer im Haar und mit tiefblauen Augen. Hände und Füße waren die eines Mulattenkinds. Und mit Hintergepäck wohl ausgerüstet? Das will ich meinen! Würde ich sonst von ihr sprechen? Bei Personen und Dingen, die keinen guten Untergrund haben, halte ich mich nicht auf. Mit einem Worte: ein reizendes Paar, das nur in Küffen unter sich verkehrte; sie hingen mit den Lippen an einander, wie die Schlingpflanze die Eiche umspinnt und luden so zur Liebe selbst die Vorübergehenden ein, für welche die Zeit der Liebe längst vorbei war.

Und was wollten die beiden Unglücklichen in diesem steinernen Walzwerk anfangen? Mein Gott! sie waren nur an Liebe reich und dachten, sie würden weniger an Miete zu bezahlen haben, wenn sie höher wohnten. Ueberdies hatte César seine Geschäfte in der Nachbarschaft und sie verloren weniger Zeit, was nur ihrer Liebe zustatten kam. Endlich hatte das Haus ein hübsches Aeußeres und dies war ein nicht zu verachtender Umstand für einen Kaufmann, der auf seinen Karten

seine Adresse angibt. Herr Cascamille rückte übrigens alle Vortheile dieser Wohnung in den Vordergrund: Vorzügliche Luft, die Erlaubniß, Blumen in den Fenstern zu halten, Aussicht auf die schönsten Monumente der Stadt; sehr günstige Lage bei Gelegenheit von Feuerwerken; Zusammenwohnen mit lauter vornehmen Leuten. Was will man noch mehr?

— Meine Täubchen, ich könnte für mich selbst nichts Besseres wählen, schloß er.

— Aber man kann hier nicht recht stehen, warf César ein.

— Umso besser wird man liegen, flüsterte ihm Corysandre zu.

Die Zärtlichkeit dieser Worte überwand den letzten Rest von Widerstand des verliebten Ehemannes. Cascamille legte ihnen einen dreijährigen Miethvertrag vor, mit einer Menge von Klauseln für die Fälle von Vertragsbruch, sämmtlich zu seinen Gunsten lautend. Aber seiltscht man in solchen Dingen, wenn man verliebt ist? César hätte mit beiden Händen unterzeichnet, wenn ihm nicht Corysandre unter ihrem Mantelet die eine festgehalten hätte.

— Sie werden mir danken, sagte Cascamille, den unterzeichneten Miethvertrag in die Tasche steckend.

II.

Das erste Jahr gestaltete sich reizend. Wie Corysandre gesagt hatte, braucht man kein Getäfel, keine hohen Plafonds und keine Goldleisten, um in einem guten, starken Bette die süßen Freuden einer ebenso legitimen wie getheilten Liebe zu genießen. Sie machten die Nächte sehr lang und die Tage sehr kurz. Tagsüber lief César wie ein Narr seinen Geschäften nach, um dieselben so schnell als möglich zu erledigen; inzwischen lag Corysandre nachlässig auf einem orientalischen Divan ausgestreckt, der einzige Luxus dieses bescheidenen Ehepaars, gleichsam ein Ersatz für das Ehebett. Hier las sie in Erwartung der Heimkehr ihres Gatten, oder stückte kleine Gegenstände wie Taschentücher, Hausmützen, Pantoffel u. s. w. César erwiderte diese Aufmerksamkeiten damit, daß er niemals kam, ohne im Sommer eine kleine Blumenpende, im Winter Bonbons für seine Frau mitzubringen. Kann man sich eine schönere Idylle vorstellen?

César war in Liebesachen von nicht gewöhnlicher Ausdauer, aber dennoch dehnten sich die langen Winterabende zum großen Theile unbeschäftigt dahin. Die Einsamkeit zu Zweien war sicherlich eine schöne Sache, aber einige Freunde des Abends zu Besuch wären nicht überflüssig gewesen. Aber konnten sie Jemandem zumuthen, sich bei ihnen den Kopf an der Zimmerdecke einzustoßen? César beschloß denn im Einvernehmen mit Corysandre, von Herrn Cascamille nach Ablauf des ersten Jahres die Auflösung des so unvorsichtiger Weise unterschriebenen Vertrages zu verlangen.

— Mein lieber Hauswirth, sagte er ihm in freundlichem Tone, — Ihre Wohnung hat einen kleinen Nachtheil, an welchen ich nicht sogleich gedacht habe. Der Plafond des Salons ist so niedrig, daß ich daselbst nur Zwerge empfangen kann, und Sie begreifen die Gefahr solcher Besuche für eine junge Frau, die heut morgen Mutter werden kann . . .

— Parivari! entgegnete der unbeugsame Cascamille. Sie haben noch zwei Jahre da zu wohnen. Ich kenne nichts Anderes!

III.

Die sechs Monate, welche nun folgten, ließen die Fehler des Programms, welches die zarte Corysandre entworfen hatte, noch mehr hervortreten. Man lag noch immer sehr gut, aber man lag weniger lange. Die Kundschaft Cäsars hatte, Gott sei Dank, zugenommen. Corysandre selbst langweilte sich ein wenig während der längeren Abwesenheit ihres Gatten. Sie hatte bereits achtzehn Duzend Taschentücher, sechs Hausmügen und zwölf Paar Pantoffel für ihn gestickt. Er war damit für sein ganzes Leben versorgt. Gute Bücher sind selten und zudem war Corysandre eine naive Seele, die nichts von den psychologischen Subtilitäten des zeitgenössischen Romans verstand. Für eine wahre, natürliche Erregung hätte sie zwanzig Seiten sentimentaler Analyse hingegeben. Sie erklärte, daß das Herz der anderen Frauen sie nicht im Mindesten interessire, da sie ja ein Herz für sich habe und die Eindrücke der Anderen ja an sich selbst erproben könne. Im Grunde genommen war dies für eine kleine Provinzlerin nicht so dumm gesprochen.

Auch die Mahlzeiten verliefen sehr eintönig. Es wurden immer dieselben Sachen aufgetischt, da man ja nicht den Geschmack von Gästen zu berücksichtigen hatte. Die ewige Bouillabaisse, die mit ihrem Knoblauchgeruch die Luft in dem engen Raume verpestete.

Aber wie will man in Alldem einen Grund zur Auflösung des Miethvertrages finden?

Cäsar, dem es nicht an Einbildungskraft mangelte, glaubte endlich das Gesuchte gefunden zu haben. Er suchte Herrn Cascamille auf.

— Mein theurer Hausherr, sprach er etwas weniger freundlich als das erste Mal, — die Wohnung, die ich bei Ihnen inne habe, hat noch einen andern Nachtheil, welcher mich wünschen läßt, dieselbe so bald als möglich zu verlassen. Der Plafond des Speisezimmers ist so niedrig, daß wir daselbst nichts Anderes als Seezungen oder Steinbutten essen können. Diese ewige Fischesserei ist aber schrecklich aufregend, ich werde schließlich ein Eczéma bekommen, und Sie begreifen, daß für eine junge Frau, die ihren Mann liebt . . .

— Larifari! entgegnete der unbeugsame Cascamille. Sie haben noch achtzehn Monate da zu wohnen; ich kenne nichts Anderes.

IV.

Wieder ist ein Jahr vergangen und nur mehr sechs Monate trennen das Ehepaar von der Stunde der Erlösung. Sie wagten nicht, es sich zu gestehen, aber sie hatten wahrlich genug. Liebten sie sich etwa nicht mehr? Dies wäre eine schöne Gelegenheit, über die Vergänglichkeit der menschlichen Liebe zu jammern; doch der gütige Leser mag sich beruhigen. Cäsar und Corysandre liebten einander noch immer; nur die Ausdrucksmittel mangelten dem Ersteren manchmal und seine Liebe ward in Folge dessen vielleicht nur umso inniger. Dies ist eine Sache, die man den Frauen immer sagen muß, wenn man sich nicht mehr im Stande fühlt, es ihnen zu jeder Stunde zu beweisen. Der Mann wird dann wie ein Advokat,

der einst sehr beredt gewesen, dem aber jetzt manchmal die Ausdrücke fehlen, was ihn aber nicht hindert, von der Sache, die er vertheidigt, überzeugt zu sein. Das Ganze ist eine Sache der Beredsamkeit. Bedenket Dies wohl, Ihr Gatten und Liebhaber, die ihr noch nicht von Holz, aber nicht mehr von Bronze seid. In Sachen der Liebe ganz besonders sollen die Augen nicht größer sein als der Magen.

Sechs Monate! Nicht mehr als sechs Monate, aber doch sechs Monate! Es ist schließlich unerträglich, nach Art der Affen auf allen Vieren leben zu müssen. Man müßte ja dabei schließlich zum Vierfüßler werden, wenn man Darwin und seiner Lehre von der natürlichen Wahl Glauben schenken darf. Cäsar beschloß, einen neuen Versuch bei diesem tyrannischen Hausbesitzer zu unternehmen und Corysandre, ebenso ungeduldig wie er, ermunterte ihn in diesem Vorhaben. Ja, sie begleitete ihn zu Herrn Cascamille, um ihm durch ihre Gegenwart mehr Muth einzusflößen.

— Mein Herr, sagte er zu Herrn Cascamille in einem Tone, aus welchem alle Freundlichkeit geschwunden war, Ihre Wohnung ist wahrhaftig unerträglich und ich könnte nicht länger darin bleiben. Der Plafond des Schlafzimmers ist so niedrig, daß meine arme Frau, wenn sie des Nachts die Kolik hat, sich nicht umwenden kann, um sich auf den Bauch zu legen.

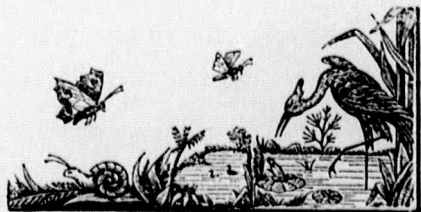
— Larifari . . .

Doch diesmal brach Herr Cascamille kurz ab. Eine Wolke des Schmachts flog an seinen gerunzelten Sperberaugen vorbei und sein boshaftes Wucherermaul umspielte ein wollüstiges Lächeln. War's das Bild, welches sein kleinlicher Hausbewohner so plötzlich heraufbeschworen? Der alte Pfennigfuchser ließ mit der Lüsterheit, mit der die Satyrn den Waldnymphen nachstellen, seine Blicke auf der feck vorspringenden Groupe der Madame Antenor ruhen. Dann stötete er mit der lieblichen Stimme eines Schwans, der eine Klapper verschluckt hat:

— Meine Kinder, Sie haben nach unserem Vertrage noch sechs Monate bei mir zu wohnen. Nun wohl, ich stelle Ihnen für diese Zeit eine allerliebste kleine Wohnung zur Verfügung, welche an die meinige stößt und vierthhalb Meter hoch ist. Da wollen wir, wenn es Ihnen beliebt, wie in einer Familie beisammen leben, und wenn Sie, nach Ablauf dieser Zeit, den Miethvertrag erneuern wollen . . .

— Ach, mein Herr, welche Güte!

Dieser Ausruf entfuhr gleichzeitig den beiden Ehegatten und Beide umarmten ihren huldreichen Wohlthäter. Heute bewohnen Cäsar und Corysandre das schönste Appartement des Hauses: eine Wohnung im ersten Stock: zwölf Zimmer mit Kaminen; sie haben auch einen Wintergarten, ein Billardzimmer und — zahlen nicht mehr Miethzins, als ehemals für ihre Dachwohnung. Der brave Herr Cascamille!



Demi-Monde-Sonette.

III.

Im Café chantant.

Seh' ich vor mir am Instrument Dich sitzen,
Mit weichen Händen in die Tasten greifen,
Das Antlitz zugewandt den Notenstreifen,
Fühl' ich in Liebe sich mein Blut erhitzen.

Es zwinget mich mit Macht, Dich zu beschützen,
Wenn diese Buben sich, die noch nicht reifen,
An Dir, wenn auch mit Blicken blos, vergreifen,
Und Dein gedenken in frivolen Wiken.

Doch weist ein Strahl aus Deinen Märchenaugen
Mich schroff zurück, er scheint erstaunt zu fragen:
„Wie kannst Du Dich mir aufzudrängen wagen?“

„Ich weiß es gut, daß allesammt nichts tangen,
Die zu vergnügen ich mich muß bequemen,
Doch hab' ich auch nicht Lust, Dich auszunehmen!“

a g
a i

Hie Arzt, hie Herrin!

Ein Kapitel Frauenfrage von Titanello.

Was ich denn eigentlich will? Du meinst, was wir wollen, wir armen, getretenen, zurückgesetzten, in die grausigen Bande aberwitziger Vorurtheile geschmiedeten Frauen insgesammt? Denn um das Individuum handelt es sich hier nicht; ja es mag Fälle geben, wo demselben nicht einmal ein Gefallen geschähe mit der Erfüllung unserer Wünsche, nein Forderungen, unserer, verstehst Du, berechtigten Forderungen; — Fälle, wo das bemitleidenswerthe Individuum durch die Macht der Gewohnheit schon dahin gebracht ist, in der Existenz jener Bande keine schreiende Ungerechtigkeit zu sehen, sich mit ihm abgefunden zu haben.“

„Du verwickelst Dich, mein Engel!“

„Nein, ich verwickle mich nicht, ich kann mich gar nicht verwickeln, die Sache ist viel zu klar, viel zu einfach dazu. Und Dein Engel bin ich auch nicht, will es nicht sein. Das ist es ja eben, was wir nicht mehr wollen: wir haben es satt, uns länger von Euch verhätscheln zu lassen, wir haben es satt, fürder im Glaskasten zu sitzen und das Brimborium Eurer abgeschmackten Schmeicheleien hat keine Zugkraft mehr. Wir haben die Absicht gemerkt und sind verstimmt geworden. Wir sind es überdrüssig, uns von Euch dem Worte nach auf Händen tragen, in Wahrheit aber mit Füßen treten zu lassen; wir wollen auf einer Stufe mit Euch stehen, unsere Kräfte, Fähigkeiten und Talente in redlicher Arbeit ausnutzen und nicht mehr Euer Gnadenbrod essen. Und damit wir das können, sollt Ihr uns die Wege frei- und Euch Eurer abgeschmackten Privilegien begeben.“

„Bist Du fertig, mein holdes Weibchen?“

„Fertig? Ich wäre wohl kaum im Stande, dieses Thema in Jahren zu erschöpfen. Aber hier predige ich ja doch nur tauben Ohren; daß Du keiner besseren Einsicht fähig bist, verbohrst, wie Du es in Deine urväterischen Anschauungen einmal bist, wußte ich von vorneherein.“

„Brrr!“ Der hochgelehrte Dr. phil. Theodor Blaustift, wohlbestallter Ordinarius der Obertertia am Gymnasium, schüttelte sich in komischer Verzweiflung, als ob er einen Regenschauer erster Güte erhalten, und blickte belustigt auf seinen Widerpart, auf seine stämmige, blondlockige, kleine Hauszehr, der das Roth der Erregung auf den Wangen allerliebft stand. „Beiläufig, im Eifer des Gefechts hat sich Dein Hut verschoben, mein Schnutchen.“

„Schadet nichts; wo es sich um die heiligsten Interessen handelt, müssen kleinliche Schönheitsrückichten hintenanstehen.“ Gleichwohl wurde der Schaden nach einem flüchtigen Seitenblick in den Spiegel durch eine scheinbar zufällige Handbewegung wieder gutgemacht, welches Manöver dem luchsängigen Gatten ein ironisches Lächeln abnöthigte.

„Du willst ausgehen, Schatz? Darf man fragen, wohin?“

Die kleine Gestalt Elisabeths wuchs um einige Zoll; stolz entgegnete sie:

„Der Verein hat heute Generalversammlung.“

„So? Um welche wichtige kulinarische Frage handelt es sich denn? Oder soll die Krinoline wieder Mode werden?“

„Unglaublich! Der Verein „Frauenwohl“ und Küchchen-, respektive Modefragen! Du solltest Dich pensioniren lassen, Theodor; Dein Begriffsvermögen nimmt von Tag zu Tage in beängstigender Weise ab.“

„Rege Dich nicht auf, theuerste Elisabeth: Du bist vollblütig und, wie ich sehe, wieder ziemlich fest geschnürt. Amüsire Dich gut!“

„Amüsiren!!!“ Drei Ausrufungszeichen genügen nicht, um die meisterhafte Mischung von namenloser Entrüstung und mitleidiger Verachtung wiederzugeben, die in diesem einen Worte lag. Noch ein schmerzlicher Anklageblick wurde gen Himmel geworfen, der niedliche Kopf noch einmal geschüttelt, dann rauschte die Empörte hinaus. Angeborene Galanterie und christliche Liebe zwingen den submissen Schreiber dieses, anzunehmen, daß der Zugwind an dem nicht eben lautlosen Zuschlagen der Thüre die Schuld trug.

*

Die Ortssektion des Vereines „Frauenwohl“ war nahezu vollzählig beisammen. Kein männliches Wesen störte den „schönen Kranz“ der Damen, nicht einmal ein harmloser Berichterstatter hatte Zutritt erhalten. Schmunzelt nicht zu früh, liebe Leser, der Ausdruck „schöner Kranz“ war ein Euphemismus. Hinten freilich gab es einige recht hübsche, jugendliche Gesichter: da hatten sich in stillschweigender Uebereinkunft die jungen Frauen und Wittwen zusammengefunden. Nach vorne zu aber ward's fürchterlich, da kamen immer ältere Jahrgänge und das älteste Eisen.

Die Glocke der Präsidentin klang durch den Saal; mit leisem Stöhnen erhob sich die Machthaberin, die dicke, verwittwete Generalin Pustfuchen — Corsettnummer 99 — von



- Geben Sie mir acht Tage Bedenkzeit, Graf!
- Acht Tage? Hätten Sie nicht mit fünf Tagen genug?
- Ich hätte Sie nimmer für so ungeduldig gehalten, mein Freund!

ihrem Plaze; das schwere Seidenkleid rauschte und krachte, und ihre unendlich fette Stimme verkündete salbungsvoll:

„Meine Damen, ich eröffne die Sitzung.“

Just in diesem feierlichen Momente plakte Frau Elsbeth mit fliegenden Hutbändern und hochgeröthetem Gesichte wie eine Bombe in den Saal. Wie die Aehren eines Getreidefeldes neigten sich die Köpfe, hinten zu freundlicher Begrüßung, vorne mißbilligend, tadelnd.

„Haben Sie gesehen, Liebste?“ zischelte eine böse Zunge der Nachbarin zu, „die Blaustift wieder zu spät!“

„Und glüht, wie eine Päonie. Nein, diese jungen Frauen von heute!“

„Ach, goldene Seele, wenn ich erzählen wollte! Sie wissen, wir wohnen gerade gegenüber von Blaustifts — was man da mitunter mit dem Operngucker mit ansehen muß — —!“

„Was Sie sagen! Der Herr Doktor macht doch einen so gesetzten, ehrbaren Eindruck.“

„Ja, der Herr Doktor Philosophiae, aber es gibt auch noch andere Doktoren.“

„Ich bitte um Ruhe!“ schnitt die fette, salbungsvolle Stimme dieses Duo christlicher Nächstenliebe ab. „Frau Doktor Blaustift hat laut Statuten wegen Verspätung einen Silbergroschen an die Kasse zu zahlen.“ Die Schuldige duckte sich beschämt hinter den breiten Rücken ihrer Vordermännin, der dicken Metzgerfrau.

„Meine Damen!“ fuhr die Präsidentin fort. „Ich habe die heutige außerordentliche Generalversammlung einberufen, weil uns vom Centralverbande ein Schreiben von außerordentlicher Wichtigkeit und Dringlichkeit zugegangen ist. Wir werden darin aufgefordert, uns in corpore einer Petition an den Reichstag anzuschließen, welche die Regierung auffordert, uns, den Frauen, die Hörsäle der medizinischen Fakultät zu erschließen.“ (Einstimmiges Bravo, endloser Beifall.) „Fräulein Gulalia Lilienblatt hat das Wort.“

Fräulein Gulalia Lilienblatt schnellte in ihrer ganzen Länge und Dürre in die Höhe — sie glich ungefähr einer der sieben mageren Kühe Pharaos — und haranguirte die Versammelten mit schrillen Organ und den Gestikulationen einer Gliederpuppe, wie folgt:

„Liebe Freundinnen! Die Art und Weise, wie Sie die Worte unserer geehrten Vorsitzerin aufgenommen haben, beweist, daß die fragliche Petition einem schreienden Bedürfnisse entspricht. Wir sind bescheiden und fordern zunächst nur Das, was man uns nicht gut verweigern kann. Haben wir erst das Eine, wird auch das Andere kommen. Aber der gegenwärtige Zustand ist in der That nicht länger zu ertragen. In Sodom und Gomorrha kann es nicht ärger zugegangen sein. Muß doch täglich und stündlich eine von uns ihren Leib den cynischen Blicken eines Fremden — meine Damen, die Mediziner sind die schlimmsten — preisgeben und es dulden, wenn er sie allenthalben betastet unter dem Vorwande, den Sitz des Uebels zu suchen. Mich schaudert's! Als ob ein Arzt kein Mann wäre. Was dabei aus der Schamhaftigkeit werden muß, liegt auf der Hand. Wie viel eheliche Zerwürfnisse sind hierauf zurückzuführen!“ (Frau Dr. Blaustift strich nervös die Falten ihres Kleides glatt.) „Wie Viele von uns siechen elend dahin, weil sie die Untersuchung durch einen Mann scheuen. Ich selbst bin, wie ich fürchte, das Opfer solchen keuschen Zartgefühls, weil ich mich seiner Zeit bei dem Gebrauche der Nacher Schwefelbäder —“ (Erregung, Gelächter.) „Doch genug der Worte! Hinweg mit den Spezialisten für Frauenkrankheiten, hinweg mit den Geburtshelfern! Mögen Männer die Männer kuriren, von uns sollen sie in Zukunft die Hände lassen!“

Die vorderen Reihen applaudirten frenetisch, in den hinteren Reihen war eine augenscheinliche Abnahme der Begeisterung zu bemerken. Es gab doch so manchen netten Hausarzt. Schade! Aber eine offenbare Blöße wollte sich doch keine geben, und Alles unterschrieb, auch Frau Elisabeth.

*

Dem Rausche folgte der Magenjammer. Am anderen Tage hatte die kleine Professorsfrau eine entsetzliche Migräne. Wenn der Antrag durchging! Wenn Dr. Balsam erfuhr, daß auch sie gegen seine Amtsgenossen, gegen ihn selbst konspirirte! Ach, und es war ein so netter Mensch! Wie reizend verstand er sich darauf, den Puls zu fühlen! Jene abscheuliche, scheinheilige, alte Jungfer mit ihren Nacher Schwefelbädern hatte wohl eine Untersuchung zu scheuen, aber sie — — — ? Und, wenn man sich auch ein wenig zierte und schämte, das machte die Sache gerade interessant. Wer würde in Zukunft noch krank sein wollen, wenn das Alles wegfiel!

Es diente gerade nicht dazu, ihre Stimmung zu verbessern, daß Theodor sich die Hände reibend meinte:

„Das war einmal ein vernünftiger Gedanke von Euch, Kleine! In der That, ich freue mich aufrichtig auf die Krankheiten der nächsten Jahre. Das wird ein ordentliches Vergnügen sein, sich von so einer kleinen, niedlichen Ärztin behandeln zu lassen! Auf die Weise wird man wenigstens den faden Peter, den Balsam, los!“

Ach, der gute Dr. Balsam! Wenn er nur käme! Dreimal hatte sie das Dienstmädchen schon hingeschickt.

Da war er endlich! Aber düster, wie eine Gewitterwolke. Er wußte augenscheinlich Alles!

„Da bin ich, meine Gnädige. Aber ich muß bitten, sich kurz zu fassen. Die Vorbereitungen meiner Uebersiedelung nach Rußland nehmen meine ganze Zeit in Anspruch.“

Der Unartige! So hatte er noch nie zu ihr gesprochen! Und fort wollte er, fort? Die Arme war starr vor Schrecken und konnte kein Wort hervorbringen; die Thränen standen ihr in den schönen Augen.

„Eine einfache Migräne? Deshalb hätten Sie mich doch nicht rufen lassen brauchen! Da hätte Ihnen ja jedes alte Weib helfen können.“

O, diese abscheuliche Petition! Da griff er wahrhaftig schon nach Hut und Stock!

„Liebste Doktorchen — — —!“

„Bin ich Ihnen denn wirklich so zuwider, Elisabeth, daß Sie mir Ihre Thüre verschließen wollen? Weshalb unterzeichneten auch Sie jenes elende Machwerk, das mir mein Brod nehmen und Ihren Anblick rauben soll?“

„Ach, seien Sie doch nicht böse, liebste Doktorchen, ich that es ja nur, weil — weil ich — weil ich Sie den Andern nicht gönne.“

„Elisabeth!“

Armer Theodor!

Kleine Bosheiten.

Von X.

Das Außere mancher Frau ist das herrlichste Gedicht — ihr Innerstes die schlechteste Prosa.

*

Mancher Frau küßt der Mann die Hand, der Liebhaber — das Uebrige.

*

Man sagt: Frauen können nicht schweigen; und doch hat noch selten eine Frau die eigene Schuld verrathen.

*

Wird eine Frau untren, ist's ein Fall, bleibt sie tren, — ist's Zufall.

*

Wenn die Frauen Unmögliches vom Schicksal verlangen, — dann beten sie.

*

Um ihre Tugend wird eine Frau selten, um ihre Erfolge immer beneidet.

*

Der Mann urtheilt nach Ueberzeugung, die Frau nach Laune.

*

Eine treue Eh',
Ein weißes Reh:
Beides findest Du selten.





Hypnotismus.

Von Armand Silvestre.

I.

Von meinen ehemaligen technischen Studien ist mir — nicht etwa die Hoffnung geblieben, dereinst Präsident der Republik zu werden, sondern der Geschmack, allen Entdeckungen zu folgen, die auf dem Gebiete der Mathematik und Physik gemacht werden. Es ist dies eine Lektüre, die weit mehr Beweiskraft besitzt, als der moderne Roman, der, meines Erachtens, seine wissenschaftlichen Präntensionen vor der Nachwelt schwerlich wird rechtfertigen können. Vermöge dieser Gewohnheit habe ich mich neulich auch sehr lebhaft für die Erörterungen interessiert, welche die medizinischen Theorien des Doktor Luiz zum Gegenstande hatten. Bekanntlich behauptet dieser vortreffliche Doktor, daß auf hypnotisirte Subjekte die Arzneien auch aus der Ferne wirken, ohne ihnen durch den Magen zugeführt zu werden. Welch' eine verführerische Perspektive! Der widrige Geschmack des Nicinus-Deles durch einen Traum ersetzt, welcher dieselbe Wirkung erzielt. Und was soll aus der gerichtlichen Medizin werden? Wie will man das Arsenik in den Eingeweiden eines Vergifteten finden, der davon nur sprechen gehört hat? Diese Entdeckung bedeutet eine Revolution im Gerichtsverfahren; möchte es doch dadurch kürzer werden!

Herr Doktor Luiz hat jüngst seinen Kollegen neue Versuche vorgelegt; aber die Kollegen haben diese Experimente auf das Heftigste bekämpft, Einige haben sich darüber sogar lustig gemacht. Die Unvorsichtigen haben nicht bedacht, daß wenn die Welt einmal anfangen wird, über die Medizin zu lachen, des Lachens nicht so bald ein Ende sein wird.

II.

Die zweifelhafte Aufnahme, welche den Entdeckungen des Doktor Luiz von Seite der offiziellen Wissenschaft geworden, hindert nicht, daß er in der Provinz gläubige Adepten findet. In einer großen Stadt, die ich nicht nennen werde, die aber Alle errathen werden, die da wissen, wohin ich häufig reise, ist einer der eifrigsten Verkünder der neuen Lehre der Doktor Rothensluth, der kein schlechter Arzt und in allen Fällen ein überzeugungstreuer Forscher ist. Einige Male in der Woche versammelt er des Abends in seinem bescheidenen Salon meh-

tere Kollegen und Neugierige, vor welchen er operirt. Seine Behelfe dabei sind sehr einfach. Eine mäßig hohe Estrade und ein Sessel an der Wand, gegenüber einer Seitenthüre, welche nach den übrigen Gemächern der Wohnung führt. Die Sessel der Zuschauer kehren dieser Thüre die Lehne zu; der Patient allein sitzt ihr gegenüber. Einige Kerzen auf dem Kamin, auf dem Tische und auf dem Klavier vervollständigen die Inszenierung. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, Subjekte zu finden, welche die Sache nicht ins Späßige ziehen. Denn es gibt Leute, die so wenig Respekt für die Wissenschaft haben, daß sie besonders bei Versuchen dieser Art leicht zu Mystifikationen neigen. Allein, der Doktor Rothensluth gibt sich große Mühe, um das Personal zu finden, das er zu seinen Experimenten braucht. Er mißtraut Jenen, die eine Entlohnung annehmen und noch mehr Jenen, die keine annehmen. Um die Wahrheit zu sagen, stößt er in seinem Eifer, Gläubige für seine Lehre zu finden, auf große Schwierigkeiten. Er war denn ganz einfach entzückt, als neulich der kleine Benedikt, wirklicher Schreiber in der Kanzlei des Advokaten Doktor Calestroupat, bei ihm erschien und sich erbötig machte, sich von ihm in öffentlicher Sitzung einschläfern zu lassen. Dieser Benedikt war ein hübscher Junge, das Gesicht ein wenig blaß, die Augen schwärmerisch und glühend zugleich, mit einem Worte ein Subjekt, wie geschaffen für magnetische Experimente. Melancholisch und nervös, bald weinend bald lachend, von seinen Kameraden viel verspottet wegen seiner Neigung, Verse zu machen.

Es wurde für den folgenden Abend eine Sitzung anberaumt.

III.

Doch, der Leser wird mich fragen: was that denn Madame Rothensluth, während ihr Gatte seine Zeit und seine Thätigkeit völlig in den Dienst der Wissenschaft stellte? Ah, meine Freunde! Sie haben errathen, daß auch eine Madame Rothensluth da sei? Das macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Ja, es ist eine da, und zwar eine sehr hübsche. Die Haare braun, die Haut von der Farbe des Ambra und flaumig wie eine edle Aprikose; die Augen so schwarz wie man sie nur am Fuße der Pyrenäen findet; ein Mund, der, wenn er sich öffnete, die Kerne eines Granatapfels neidisch machen konnte. Und was weiß ich noch? Doch, ich weiß noch mehr. Da Sie, meine Freunde, die Gattin des Doktors so scharfsinnig geahnt haben, werden Sie auch errathen haben, daß sie einen Busen besitzt, bei dessen Anblick man am liebsten gleich wieder ein Säugling werden möchte; schöne Schultern, die sich nach einer flaumigen Doppelfurche neigen; Hüften, die ein Mann mit seinen beiden Armen nur schwer umspannen könnte, und daß ihr ganzer glänzender Körper ein Schimmer strahlenden Fleisches ist um Dasjenige, was unsere Väter so züchtig den „Tempel der Liebe“ genannt haben. Und weil ich einmal so weit bin, darf ich Ihnen, meine Freunde, nichts mehr verhehlen. Nun denn: der kleine Benedikt hatte sie bei der Messe gesehen — er ging ihretwegen allsonntäglich zur Kirche — und in seinem Herzen begannen seine achtzehn Jahre einen tollen Frühlingstanz, wenn er in der schmierigen Kanzlei seines Prinzipals saß, wo in dem Staube, der von den Altenbündeln aufzog, seine jugendlichen Träume, seine wahnwitzigen Begierden wirbelten. Ein neuer Fortunio also? Gewiß; und

zwar ein Fortunio, dessen Jacqueline nicht minder reizend war, als jene Muffets, wenngleich es nicht die legitime Gattin des Prinzipals Doktor Calestroupat war. Und in der unsinnigen Hoffnung, sich ihr zu nähern, war das arme Schreiberlein gekommen, um sich als Subjekt der wissenschaftlichen Versuche des Doktor Rothensluth anzubieten, die ihn übrigens wenig interessirten, da er nur seine Liebe im Kopfe hatte, diese strahlende Liebe eines Knaben, der das Leben nicht kennt.

War denn Frau Rothensluth bei diesen merkwürdigen Sitzungen anwesend? Das fiel ihr nicht ein. Sie hatte ihrem Gatten erklärt, daß diese Dinge zu lebhaft auf sie wirken und sie krank machen. Sie ging unterdeß lieber in Gesellschaft. Aber an diesem Abende (man leugne noch, daß es einen Gott der Verliebten gebe!) war sie zu Hause geblieben; sie hatte erklärt, daß sie die Migraine habe und frühzeitig zu Bett gehen wolle. Sie war denn auch schon im Schlafrock — und zwar in einem weit geöffneten Schlafrock — als ein unbestimmtes Gefühl der Neugierde sie zu jener Thüre führte, welche sich in den Salon öffnete, wo die Versuche stattfanden. Einmal da, konnte sie es sich nicht versagen, den Thürvorhang in die Höhe zu heben. Sie konnte dies unbedenklich thun, da ja die Zuschauer ihr den Rücken zuehrten und das Subjekt der Versuche, welches allein sie hätte sehen können, eingeschlafen war. Dies mußte zum Schutze der Sittsamkeit dieser Dame gesagt werden.

IV.

Die Blicke des jungen Benedikt, bisher matt, leblos und unbeweglich, entzündeten sich plötzlich und richteten sich gleich Pfeilen auf jene Thüre. Ein doppelter Blitz flammt in seinen starren Augen auf, die einen metallischen Schimmer annehmen, während unser Doktor Rothensluth ihm mit einem mysteriösen Tubus im Nacken herumfährt.

— Was sehen Sie? fragte dieser den Patienten.

— Ich sehe wunderbare Frauenschultern, weiß wie der ewige Schnee der Gletscher im Sonnenglanze.

— Liebes-Ekstase! murmelte Doktor Rothensluth mit verständnißvoller Miene und fuhr mit seinen Fragen fort

— Was sehen Sie noch?

— Lächelnde Lippen, nach welchen die meinigen dürsten; Zähne, von welchen ich blutig gebissen werden möchte; Augen, die mich anziehen und verbrennen; ein Stückchen von einem Busen, dessen Spitze mit einer Erdbeere gekrönt sein muß, schöne Hüften unter einem durchsichtigen Stoffe, die ich mit meinen Küßen bedecken möchte.

— Ah! ah! mein Junge!

Und der Doktor fuhr fort triumphirend zu erläutern: Liebes-Ekstase, heftige Begierde nach dem Weibe, sinnliches Verlangen.

— Und was fühlen Sie?

— Furchtbaren Schmerz im Herzen, der mir aber dennoch wohlthut; eine seltsame, grausame und zugleich köstliche Beklemmung meines ganzen Wesens; einen gebieterischen Reiz, der mich zu den Füßen Derjenigen zieht, die ich sehe; ein wahnsinniges Verlangen, für sie zu sterben; ein seltsames Erschließen all meiner Empfindungen, die nach ihr streben.

— Das ist doch klar! das ist doch genug! rief der Doktor strahlend aus. Kommen Sie näher, meine Herren!

Zimmer enger schloß sich der Kreis der Anwesenden um den jungen Benedikt. Sie streckten die Köpfe vor und zogen sie schnell wieder zurück; Einige tauschten ein Lächeln aus.

— Das ist unleugbar, nicht wahr? schloß der Doktor Rothensluth.

— Es ist wunderbar! sagte ein Alter neidisch.

— Nun denn, nahm der Doktor seinen Vortrag auf, ich wette, meine Herren, daß dieser Tubus, in welchen ich ebenso wenig hineingesehen habe wie Sie, als ich das Subjekt den Experimenten unterzog, jetzt den Staub der Flügel von spanischen Fliegen enthält.

Und in der That war der Tubus, den die Neugierigen jetzt betrachteten, wie mit einem grünlichen Smaragdstaube gefüllt.

Ein Gemurmel der Zustimmung begrüßte diese Probe.

— Ich werde jetzt das Subjekt erwecken und bitte Sie, ihm einige Erholung zu gönnen, während ich Ihnen das Geleite gebe.

Der Thürvorhang war gefallen und der junge Benedikt, dem der Doktor ins Gesicht geblasen hatte, schien aus einem tiefen Schlafe zu erwachen.

— Ruhen Sie aus, mein Freund, sagte der Doktor.

Einen Augenblick später, während die Gäste, vom Doktor begleitet, den Salon verließen, lag Benedikt zu den Füßen der Madame Rothensluth und verzehrte schier ihre Arme mit seinen brennenden Küßen.

Inzwischen stand der Doktor auf der Schwelle seiner Thüre und sagte seinen scheidenden Gästen:

— Ach, meine Freunde! niemals ist mir das Experiment so gut gelungen. Ich bin sehr zufrieden.

Soll ich Euch sagen, meine Freunde? Nun wohl: das Gift, das aus der Ferne wirkt und uns tödtet, ohne daß wir davon getrunken hätten, — es ist längst erfunden. Es ist in den Augen, die uns betrachten, auf den Lippen, die uns von ferne zulächeln, in dem Dufte eines Kleides, das an uns vorbeiswebt.

Selig, die an Liebe sterben!



Vorsicht.

Dort im hohen Buchenwalde,
 Wo der Bach leis' murmelnd fließt,
 Wo von blumenreicher Halde
 Sich ein Quell in ihn ergießt,

Wo sich die Libellen kosen,
 Gankelnd über weißen Sand,
 Von Vergiftmeinnicht und Moosen
 Ist umsäumt des Ufers Rand.

Dort hab' ich Dich einst belauschet,
 Holdes Lieb im Dämmerchein,
 Hab' am Anblick mich verauschet,
 Als den Fuß Du tauchtest ein:

Bögernd erst, um zu erproben,
 Ob das Wasser warm, ob kalt,
 Wo ich das Gezweig' verschoben,
 Schaut' ich gierig durch den Spalt!

Und als jezt die letzte Hülle
 Von den schnee'gen Schultern sank,
 Als ich sah des Busens Fülle,
 Wurd' ich vollends liebeskrank!

Rasend, wie vom Blitz der Funken,
 Stürzt' ich vor! Du kommst nicht flieh'n!
 Ich umschlang Dich wohnetrunken,
 Wollte in das Gras Dich zieh'n!

Da sprachst Du, mein holdes Schätzchen:
 „Halt! 's könnten hier Messeln sein!
 Ich weiß ein viel bess'res Plätzchen
 In dem trauten Kämmerlein.“

Rurik.

Die Moral.

Von Tiek.

Wenn man bedenkt, daß die moderne Gesellschaft den Mann
 hat steinigen wollen, der eines Tages schüchtern behauptete,
 daß es zwei Gattungen von Moral gebe! . . .

Nein, nicht zwei Gattungen von Moral hat unsere
 Pseudo-Zivilisation sich geschaffen und auf ihr Aushängeschild
 geschrieben, um ungestraft die arme Welt betrügen und ohne
 Bedenken alle erdenklichen Ungerechtigkeiten begehen zu können,
 — nein nicht zwei, sondern zehn, zwanzig, hundert, unzählige
 Gattungen, so viele als es Klassen, Gruppen, Interessen und
 Vorurtheile gibt in Dem, was wir die Gesellschaft nennen.
 Und alle diese Gattungen von Moral sind unmoralisch bis
 zum Ekel; alle sind lächerlich, böß, erbitternd, unsinnig, un-
 gerecht, das Gegentheil der absoluten Rechtschaffenheit . . .

Die Moral der Großen hat nichts gemein mit jener der
 Kleinen; die der Mächtigen gleicht in nichts jener der Niedri-
 gen und Bedrückten; die der Aristokraten unterscheidet sich we-
 sentlich von jener der Bürger . . .

Was den Einen erlaubt ist, ist den Anderen verboten;
 was in der einen Gesellschaft zulässig und statthaft ist, ist in
 der anderen verpönt; was man bei dem Nachbar strenge tadelt,
 was man erbarmungslos verurtheilt und wozu man schamhafte
 Gesichter schneidet, wenn man sich selbst dem nicht ausgesetzt
 weiß, Das findet man im Grunde ganz natürlich und man
 thäte selbst hundertmal Schlechteres.

Kurz, man hat erfunden und man verkündet — aller-
 dings ohne die mindeste Ueberzeugung — eine konventionelle
 und elastische Moral zum Gebrauch der Leute von niedriger
 Gesinnung und der gedankenlosen Nachbeter, — eine Moral,
 unter deren Schutze die Schlaumeier sich straflos in allen
 Scheußlichkeiten wälzen können. Diese Moral läßt sich in dem
 tief sinnigen Axiom zusammenfassen, welches Kalkhas in der
 „Schönen Helena“ ausspricht und welches lautet: „Skandalös
 ist nicht das Falschspielen, sondern das Erwischtwerden.“

Herrlich! Und für Diejenigen, welche die Definitionen
 lieben, die in der Regel nichts definiren, habe ich eine Defi-
 nition in Bereitschaft, die so gut ist wie jede andere:

Die Moral, so wie die zivilisirte Welt
 sie versteht und übt, ist die Kunst, seinem Näch-
 sten alles mögliche Schlechte zuzufügen und
 sich selbst alles erdenkliche Gute zuzuwenden,
 ohne die öffentliche Mißachtung und die Ver-
 folgungen des Gesetzes zu riskiren.

Die Grenzen Desjenigen nicht zu überschreiten, was von
 Gurezgleichen als erlaubt und zulässig angesehen wird: darin
 liegt das ganze Geheimniß. Man mag dann ein Erzschelm
 sein: es hat nichts zu bedeuten. Hast Du aber das Unglück,
 den konventionellen Regeln das geringste Bein zu stellen, so
 magst Du ein Heiliger des Himmels sein: es wird nicht genug
 Stricke geben, um Dich zu hängen und nicht genug Schmä-
 worte, um Dich zu verdammen.

*

Welch' ein schlechter Spaß ist doch die Moral der vor-
 nehmen Leute! Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihr
 Spiel zu verbergen, eine Maske vorzulegen, Ueberzeugung zu
 heucheln, sich hinter Grundsätzen zu verschanzen. Sie ist scham-
 los egoistisch, interessirt und skeptisch.

Ich kenne nichts Drolligeres und Empörenderes, als die
 Anwendungen von falscher Tugend, welche gewisse Leute an-
 läßlich der kleinen Sünden eines Anderen haben; und ich ge-
 stehe: wenn ich Dämchen, die sich nie etwas versagt haben, den
 ersten Stein werfen sehe auf eine Unglückliche, deren ganzes
 Verbrechen darin besteht, daß sie nicht genügend heucheln konnte;
 oder wenn ich sehe, wie Schelme das hohe Roß besteigen, um
 arme Teufel niederzureiten, die im Kampfe des Lebens — oft
 unschuldig — unterlegen sind, — da erfaßt mich ein tolles
 Verlangen, sie beim Kragen zu nehmen und zum Fenster
 hinauszuerwerfen.

Und welch' ein Gewebe von Widersprüchen und Dumm-
 heiten sind die angenommenen Maximen und die gefällten Ur-
 theile über das Thun und Lassen Anderer! Welche empörende
 Ungleichheit in den Entscheidungen jenes geheimen, drakonischen,
 verderbten und schwachsinnigen Tribunals, welches man die
 öffentliche Meinung nennt!

Will man Beispiele haben?

Eine Frau aus der guten Gesellschaft wechselt ihre Liebhaber wie ihre Mieder; mit Wissen aller Welt hat sie deren drei oder vier auf einmal; Jedermann weiß sogar, daß sie ihre Gunst nicht immer ohne Entgelt gewährt, und ihr Gatte — ein Mann in sehr guter Stellung — steht sehr stark in dem Verdachte, daß er von Aldem eine Vermuthung hat. Man findet Dies völlig in Ordnung; es fällt Niemandem ein, ihr den Rücken zu kehren und wenn sie hübsch, elegant, korrekt in ihren Beziehungen zur Gesellschaft ist, wird sie sich obenauf behaupten. Hat sie doch einen verantwortlichen Herausgeber, einen Gatten, der die Situation regelt. Die Flagge deckt die Waare.

Wenn aber zufällig eine naive, sentimentale Person sich in dem Walde verirrt, welchen man „Gesellschaft“ nennt, und einfältig oder schlecht erzogen genug ist, um eine wahre, ausschließliche, ihr ganzes Wesen umfassende Leidenschaft zu fühlen, den Respekt für ihr Gefühl und für sich selbst so weit zu treiben, daß sie vor Lüge, Verrath und Gemeinheit zurückweichend sich ganz dem Manne hingibt, den sie liebt, dann wird sie verachtet, verpönt, auf den Index gesetzt werden und die anständigen Leute werden sich in Hohn und Schmähungen über ihr unqualifizirbares Betragen erschöpfen. Es ist so einfach und so bequem, Alles zu thun, was Einem einfällt, sich den extravagantesten Streichen zu überliefern, ohne gegen die „Schicklichkeit“ zu verstößen, daß man wahrlich nicht begreift, wie man das Bedürfnis fühlen könne, eine Ausnahme zu machen.

Ein anderes Beispiel. Ein wenig skrupulöser Herr läßt sich von seiner Geliebten „unterstützen“. Er wird mit Recht verachtet; man nennt ihn einen „Alphons“ und hört auf, ihn zu grüßen. Aber wenn ein Gentleman ohne Hilfsquellen, ohne Beruf, ohne Beschäftigung, ohne irgendwelche Mittel, für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen, sich — ohne das Mindeste zu thun — reichlich von seiner legitimen Gattin aushalten läßt, so findet man Dies ganz recht und verbeugt sich vor ihm; die im Punkte der Ehre schwierigsten Leute reichen ihm die Hand.

Eine verheirathete Frau, die Pflichten hat — wenigstens behauptet man es so — betrügt ihren Mann zu bestimmten Tagen und Stunden, und setzt kleine Staatsbürger in die Welt, von welchen sie ihrem Gatten einredet, daß er ihr Vater sei. Die Welt schweigt, duldet Dies und findet darin nichts Unschönes.

Wenn aber ein junges Mädchen, das frei ist von jeder Verbindlichkeit, Niemandem etwas schuldet, Niemanden betrügt und, indem es der Versuchung unterliegt, nur sich selbst Uebles zufügt, Dasjenige begeht, was man einen Fehltritt nennt: (der Fehltritt existirt natürlich nur, wenn lebende Beweise da sind!) dann ist sie bemakelt, man zeigt mit Fingern auf sie und sie wird aus der Gesellschaft verbannt.

Und das liebe Kind weiß Dies so genau, daß es oft nur den Tag nach der Hochzeit abwartet, um seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Ich kenne Eine, die sehr verführerisch und hochbegabt ist. Als diese neulich mit einem sehr galanten Cavalier tanzte, der in der Hitze des Walzers ihr zuflüsterte: „Ach, mein Fräulein! wie gern möchte ich so die ganze Nacht mit Ihnen zubringen!“ — gab sie ihm die stoische Antwort: „Warten Sie, bis ich verheirathet bin.“

Diese ist ein Kind ihrer Zeit und ihres Gesellschaftskreises!

Und jene stolze Schönheit, die einen Gatten und fünf Kinder verlassen hat und in einem prächtigen Palaste glänzende Feste gibt, zu welchen die ganze Hauptstadt sich drängt, wo man Botschafter, Prinzen von Geblüt und Damen von echtem, altem Adel antrifft: glauben Sie, daß ihr, wenn man bei ihr nicht eine gute Tafel und Zerstreuung fände, die Verachtung und Demüthigung erspart blieben?

*

Es gibt eben eine Moral für die Reichen und eine Moral für die Armen; den Reichen ist Alles erlaubt, den Armen ist Alles verboten.

Man darf nicht fünfzig Pfennige stehlen, selbst wenn man verhungert. Aber es ist „haut goût“, dreißig Millionen nach bestimmten Formeln und Gebräuchen zu stehlen, wenn man im Ueberflusse schwimmt und in der Lage ist, den Schamhaften und den Rechtsverdrehern kleine Dienste zu erweisen.

Man ist nicht berechtigt, Laster zu haben, wenn man nicht in der Lage ist, sie mit Luxus und Eleganz zu vergolden und den Moralpredigern mit Banknoten den Mund zu stopfen. Aber man kann ungestraft Weib und Kind verlassen, im Konkubinat mit seiner Gouvernante leben, verheirathete Frauen entführen, junge Mädchen entehren, sich mit Mezen öffentlich zeigen, wenn man ein luxuriöses Leben führt und den Lieferanten gut bezahlt, auf daß sie fortfahren Kredit zu geben — wobei übrigens Niemand fragen wird, woher das Geld kommt. Ist man elegant, fein gekleidet, mit Geld reichlich versehen, so gilt man als Lebemann, Dandy, Frauen-günstling; hat man die Taschen leer, so ist man ein Lump.

Ich habe keineswegs den Ehrgeiz, Dies ändern zu wollen; es wäre ja auch unnütz. Aber dann bitte ich Sie, meine Herren, daß Sie diesen belehrenden Ton ablegen und nicht darauf bestehen, ernst genommen zu werden. Lassen Sie uns ungeschoren mit Ihrer Schmeichler-Moral und lassen Sie uns gemüthlich lachen über Ihren Widerruf à la Basilio.

*

Es gibt außerdem eine Moral der Gewürzkrämer, welche darin besteht, seine Schulden zur Verfallszeit pünktlich zu bezahlen und den Kunden abgelegene Waaren nach falschem Gewichte zu verkaufen. Es gibt die Moral der Advokaten, welche sich in der Anwendung abwechselnd als Freisprechung der Verbrecher und Verurtheilung der Unschuldigen darstellt. Eine Moral der Roman-Schriftsteller, welche unter dem Vorwande der Psychologie das Gift der gefährlichsten Sittenlosigkeit destillirt und alle bösen Instinkte unter das Volk bringt, indem es sie mit grünem Laube bekränzt. Eine Moral der Aerzte, die in der Ruhe besteht, mit welcher sie die Patienten in die andere Welt spediren. Eine Moral der Politiker, welche darin besteht, überhaupt keine Moral zu haben.

Es gibt endlich die Moral des jüngeren Dumas, der uns lehrt, daß wer die Gunstbezeugungen einer Frau empfängt, ohne sie in baarer Münze zu bezahlen, mindestens eine Unzartheit begeht.

Und das ist eine Lehre, die in der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes sehr viele Anhänger gefunden hat.



Ein gutes Mädchen.

— Und nun, theuere Ella, wann werden wir der Liebe Freuden wieder ungestört genießen können?

— Morgen nicht, da ist meine Hochzeit, aber — übermorgen.

I. P—r.

*

Ein Wunder.

— Diese Baronin ist doch eine herrliche Frau, ein wahres Wunder der Schöpfung!

— Ja, aber ein unfassbares Wunder.

I. P—r.

*

Ein Unterschied.

— Ich habe gehört, daß Du eine Liebchaft mit Frau von Heimlich hast; fürchtest Du nicht, daß sie Dich betrügt?

— Ich bin doch nicht ihr Mann.

I. P—r.

*

Aus den Aufzeichnungen eines Mysanthropen.

In der Ehe nimmt das Mädchen den Namen des Gatten an, wie der Feldherr den Namen der Schlacht, die er gewonnen.

*

Telegraphisch.

Die kleine Frau K. sendet ihrem in Wien weilenden Gatten folgendes Telegramm: „Gib Acht auf Deine Gesundheit, mein Theuerer, und bleib mir treu.“

Die telegrafische Antwort lautet:

„Deine Depesche ist leider zu spät gekommen.“

*

Diplomatisch.

Karl macht Linchen den Hof, aber immer unter strenger Aufsicht der Mama.

— Mama, warum lässest Du mich mit Karl nie allein? fragt Linchen einmal ihre Mama.

— Weil — antwortet die kluge Mutter — weil er Dich dann eher heirathen wird.

*

Aus Don Juans Tagebuch.

— Die schrecklichste Rache der Frau besteht darin, daß sie manchmal — uns treu bleibt.



Comtesse Irma.

Eine Geschichte aus der Gesellschaft. Von Mab.

An dem Tage, an welchem die Comtesse Irma Belházy dem Grafen Alarich Prendt vermählt wurde, waren alle Freunde und Feinde der beiden Familien, die sich in der Botivkirche zur Gratulation eingefunden hatten, darin einig, daß niemals ein schöneres Paar und unter günstigeren Auspizien sich zusammengefunden habe. Neunzehn Jahre und siebenundzwanzig Jahre, Anmuth, Schönheit und Eleganz, fünfzigtausend Gulden gemeinsamer jährlicher Einkünfte und ebenso viel noch in Aussicht, ausgedehnte Ländereien, glänzende Verbindungen, hochbetagte Großeltern, kurz: alle Trümpfe im Spiel. Nur ein Miston störte die schöne Harmonie. Die alte, böshafte Baronin Puderich hatte bemerkt, es sei ein unsinniger Brauch, die Neuvermählten einige Stunden vor der Hochzeitsnacht zu beglückwünschen. Zehn Jahre später sollte die Gratulation stattfinden; da würde es weniger Gratulanten geben.

Und die böshafte Baronin schien Recht zu behalten. Zehn Jahre später war die Gesellschaft nicht wenig erstaunt zu vernehmen, daß die Gräfin Irma Prendt, vom Landaufenthalte nach Wien zurückkehrend, ein kleines, kokett eingerichtetes Appartement am Parkring bezog, während Graf Alarich in dem gräflichen Palais in der Herrengasse verblieb, welches das gräfliche Ehepaar bisher gemeinsam bewohnt hatte. Um allen indiscreten Fragen zuvorzukommen, hatte die Comtesse Irma sich beeilt, in alle Winde auszusposaunen, daß sie die Scheidungsflage gegen den Grafen Alarich anhängig gemacht habe.

Was war geschehen? Nichts; aber eines von jenen Nichtsen, die das scheinbar festeste Ehegebäude aus den Fugen bringen.

Gleich zu Beginn hatte die Comtesse Irma den großen Fehler begangen, ihren Gatten mit der ganzen Gluth einer jungen, leidenschaftlichen Seele anzubeten. Der schöne Marich ließ sich anbeten und gab ihr dafür im Tausch Alles, was die Bewunderung seiner selbst, der Kultus seiner Ahnen und seine Leidenschaft für die Pferde in seinem engen Herzen noch übrig ließen. Die Comtesse, deren ganzes Unrecht darin bestand, noch zu jung zu sein und die keineswegs dumm war, merkte alsbald, daß die gefällige Zuneigung ihres Gatten in nichts jener Liebe gleiche, von der sie mit ihrem naiven Scharfsinn geträumt. Diese Entdeckung machte sie nachdenklich. Es war doch zu dumm, allein den Ehekarren zu ziehen, während der Gesosse nur ein Paradedepferd war.

Den Pfau machend merkte der Graf lange Zeit nicht, daß er in den Augen seiner Frau tagtäglich eine Feder verlor. Comtesse Irma war anmuthig und fein wie ein weißes Käzchen; sie kleidete sich zum Entzücken und hörte es gern, wenn man sie hübsch fand. In dem Maße, als das Prestige ihres Gatten abnahm, fand sie immer mehr Gefallen daran, schön zu sein, und sie kam bald zur Erkenntniß, daß andere Männer ebenso reizend seien wie er und ungleich liebenswürdiger in ihrer Haltung unterwürfiger Sklaven, als er in seiner Ruhe eines befriedigten Pascha.

Sitzt einmal der Wurm in der Birne, so ist die Frucht verloren. Es gab jetzt eine Menge von Ursachen der Uneinigkeit, welche sie anfänglich nicht beachtet hatte, die aber jetzt in ihren Augen eine große Bedeutung gewannen. Sie liebte die Musik, er verabscheute sie. Die ersten Jahre wollte sie ihm diese Langweile ersparen und setzte sich nur ans Klavier, wenn er in seinen Klub oder in den Tattersall ging. Aber schließlich merkte sie, daß alle Konzessionen von ihrer Seite kamen und sie bekam es satt, immer das Opfer zu sein. Von da ab widerhallte das Haus den ganzen Tag von Gavotten, Rhapsodien und Pledern. Ein ebenso langhaariger wie polnischer Begleiter war zu jeder Stunde des Tages in dem kleinen, weißen Salon anzutreffen; ein blonder, rosigter Tenor und ein Baryton mit einem Mephisto-Gesichte wurden vertraute Gäste des Hauses. Als der Graf in seiner Art von oben herab zu reden und mit der ihm eigenthümlichen Bewegung des Schnurbartes nach vorne erklärte, das Komödiantenpaar sei nicht nach seinem Geschmack, meinte sie sie schnippisch, es zwingt ihn Niemand, da zu bleiben. Und da ein Mann nicht aus dem Hause geht, um verschämte Arme aufzusuchen, begann der Graf alsbald allen Arten von Vergnügungen nachzugehen, worüber Comtesse Irma anfänglich weinen zu sollen glaubte; dann tröstete sie sich aber rasch, viel rascher als sie geglaubt hätte, und als er Dies wieder sah, ward er verliebt und folglich eifersüchtig. Es gab Schmoltszenen und stürmische Auftritte, welchen immer seltener die Versöhnungen folgten.

Durch die Musik in die Flucht gejagt, ward der Graf umso häufiger auf dem Turf gesehen. Wenn er der Gräfin ihre Komödianten zum Vorwurf machte, hielt sie ihm seine Bookmakers vor. Comtesse Irma produzirte sich auffällig in den Wohlthätigkeits-Konzerten, der Graf hingegen schwang bei allen Rennen die Starterfahne. Sie gründete eine lyrische

Dilettanten-Gesellschaft; er antwortete damit, daß er sich an der Gründung eines Rennstalls betheiligte.

Die Musiker sind solch' reizende Menschen und die Frauen verhätscheln sie so schrecklich, daß Graf Marich, nachdem er über die Musik wüthend gewesen, jetzt über die Musiker wüthend war. Aber es half ihm nichts; Irma war jetzt völlig emanzipirt und lachte nur über seine Ausbrüche. Im Gegensatz zu dem bekannten Sprichworte hatte Graf Marich auf dem Turf — anhaltendes Pech. Eines Tages, da er sich gar zu stark engagirt hatte, war er genöthigt, die Unterschrift seiner Gemahlin zu verlangen. Die Gräfin gab sie, aber nicht ohne sich zu erzürnen und ihm zu bemerken, daß ihre musikalischen Passionen wenigstens das Vermögen nicht angreifen. Er mußte sich geschlagen geben und protegirte fürder den Tanz, wie sie die Musik protegirte. Kurz, das eheliche Verhältniß ging völlig in die Brüche. Eines Abends war die Comtesse mit einer Schaar von Freunden zu einer Erstaufführung in die Oper gegangen. Nach der Vorstellung soupirte man bei Sacher und hier wollte es der böse Zufall, daß sie durch die halb offene Thür eines Separatkabinetts den Grafen Marich in flotter weiblicher Gesellschaft sah. Sie that als hätte sie nichts gesehen, aber am folgenden Tage reiste sie zu ihrer Mutter, auf das Land. Mit dem nächsten Zuge reiste er ihr nach, um sie zurückzuführen. Aber Dies gelang ihm nicht; er stieß auf einen unbeseigbaren Widerstand. Erbittert hierüber ließ der Graf von nun ab jede Vorsicht außer Acht und führte ein Leben, welches seiner Gattin eine Menge gewichtiger Anklagepunkte lieferte. Und so war es zu dem Staatsstreiche gekommen, der alle Welt in das höchste Staunen versetzte.

Wie gewöhnlich, waren die Familie, die Freunde, die ernstesten Leute, die älteren Damen und die fahlen Herren eifrigst bemüht, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Man hat eben eine wahre Wuth, Andere gegen ihren Willen glücklich machen zu wollen. Allein, Comtesse Irma war unerschütterlich. Es gibt nichts Schlimmeres als ein tolles Schaf und das war die liebe, kleine Gräfin geworden.

Es muß gesagt werden, daß sie in ihrem Entschlusse durch verschiedene äußere Umstände unterstützt wurde, unter welchen eine wieder erwachende Neigung zu einem Gespielen aus der Kinderzeit, Georg Hoffer mit Namen, nicht der letzte war. Der arme Junge war so gut, so ergeben, so zärtlich. Wie konnte sie unempfindlich bleiben angesichts so großer Beharrlichkeit? Denn er hatte einst eine tiefe Zuneigung für sie gehegt. Allein, selbst wenn man damals hätte voraussehen können, daß sein Oheim bald als Junggeselle sterben und ihm ein Bankgeschäft im Werthe von zwei Millionen hinterlassen würde, wäre es doch beispellos gewesen, daß eine Gräfin Belhazy sich mit einem Bürgerlichen vermähle und wäre es selbst Einer aus der haute banque. Darum hatten denn ihre vorsichtigen Eltern den trefflichen Georg gebeten, eine kleine Reise nach Frankreich und England zu unternehmen und hatten inzwischen die Comtesse Irma mit dem Grafen Marich Prenc vermählt. Da Georg ein junger Mann voll Vorurtheile war, hatte er nach seiner Rückkehr keine Gelegenheit gesucht, der beste Freund des Grafen zu werden, sondern hatte — gewartet. Als der Bruch des gräßlichen Paares offenkundig geworden, fragte man sich in der Gesellschaft, ob der junge Mann als

Vorschuß auf die Erbschaft die so wohlverdiente Belohnung erhalten habe. Die Einen sagten ja, weil sie Irma für unfähig hielten, sich grausam zu zeigen. Die Anderen sagten nein, indem sie behaupteten, — allerdings ohne große Ueberzeugung — die kleine Gräfin habe Grundsätze und würde ihm nicht das Geringste gewähren, ehe sie seine Frau wäre. Wie will man in solchen Dingen die Wahrheit erfahren? Es war auch nicht von Bedeutung, da dies für Hoffer nur eine Geduldfrage war.

Die einleitenden Maßnahmen zur Scheidung nahmen inzwischen geräuschlos ihren Fortgang. Marich stellte sein Unrecht nicht in Abrede. Da seine Frau unwiderruflich entschlossen war, was sollte es frommen, sich der öffentlichen Klatschsucht als Beute auszuliefern? Wenn er gewollt hätte, wäre es ihm nicht schwer gewesen, in dieser Scheidungssache obenauf zu kommen. Irma hatte sich niemals gut betragen, was ja der größte Stein des Anstoßes in ihrem ehelichen Leben war. Doch als der Advokat des Grafen diesem zu verstehen gab, daß die Art, wie Gräfin Irma sich mit Herrn Hoffer öffentlich sehen ließ, ihm — dem Grafen — das Spiel erleichtere, da hatte er keine andere Antwort, als jenes gewisse, geringschätzigte Zucken des Schnurbartes. Die Waffen der Chicane — meinte er — paßten nicht für einen Cavalier. Er wolle keinen Streit vor Gericht.

Bis zu welchem Grade ist man noch der Gatte seiner Frau am Vorabend einer Scheidung, und muß man, wenn die Gattin vom geraden Wege abweicht, sich als betrogen ansehen? Das war eine schwierige Gewissensfrage, über welche Graf Marich viel nachdachte. Zum ersten Mal in seinem Leben fand er sich in der Kasuistik der Ehre unvollständig bewandert. War er betrogen oder nicht? Das war die Frage. Seitdem diese unglückselige Geschichte im Zuge war, hatte der Zufall ihm eine Begegnung mit jenen verbindlichen Freunden erspart, die es sich zur Pflicht machen, Euch über Alles aufzuklären, was Euch unangenehm sein kann. Darum hatte denn auch der tückische Vorschlag, mit welchem sein Advokat ihm warm gemacht, ihm einen dicht ungewölkten Gesichtskreis eröffnet. Als er eines Abends im Foyer der Oper sich plötzlich Herrn Georg Hoffer gegenüber sah, glaubte er in den Mienen des Bankiers einen ungewohnten, siegreichen Zug zu entdecken. Doch nein! er kannte die Frauen, und nachdem er zehn Jahre mit der seinigen gelebt, konnte er sich in ihr nicht täuschen. Er machte sich jetzt Vorwürfe, nicht früher erkannt zu haben, wie reizend sie sei. Seitdem er sie nicht mehr besaß, langweilte er sich sehr. Denn sie war sehr amüsant, die Comtesse Irma, trotzdem ihr Betragen oft zu wünschen übrig ließ. Aber einen Liebhaber zu nehmen, so lange noch ein Schatten von Ehemann da war: niemals hätte sie Das gethan! Sie hatte sehr solide Grundsätze — trotz Alledem.

Dann kam ein neuer Gedanke, der ihn verdüsterte. Wohl denn: er war noch kein Hahnrei. Aber wenn einmal die Richter gesprochen haben werden? . . . Gewiß wird er es auch dann nicht sein, da er nicht mehr Irma's Gatte sein wird. Allein, man gewöhnt sich nicht so leicht an die Scheidung und Marich hatte das Gefühl, als ob es dann ganz dieselbe Sache wäre. Und dann ward er noch mehr verdüstert durch den Gedanken, daß nach zehn Monaten . . . Nein, seine Frau, eine Frau, welche die Ehre gehabt, zehn Jahre lang Gräfin Prenc

zu sein, sollte einfach Frau Georg Hoffer werden? . . . Er sollte zum . . . (wie sagt man nur?) zum Nachfolger einen Menschen bekommen, der täglich einige Stunden den Kurszettel studirt und Börse-Galopins empfängt? Das Blut aller Prenc empörte sich in seinen Adern. Aber es half nichts: zwei Wochen später wurde die Scheidung ausgesprochen.

*

Am folgenden Tage erhielt Marich, der sich in sehr trüber Stimmung befand, einen Brief, dessen Parfum ihm bekannt war. Zehn Jahre lang hatte er dieses Parfum eingehathmet und er fand, daß es niemals ein lieblicheres Parfum gegeben. Und das Wappen? Bloß das der Belházy! Schon? Das ist der Uebergang zu dem neuen Wappen: ein goldenes Füllhorn oder ein Merkur.

Graf Marich öffnete neugierig den Brief und las:

„Mein Herr!

Ich bedaure unendlich, Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten; allein mein Advokat bedarf zum Zwecke der Vermögensliquidation gewisser Papiere, die ich in Ihrem Hause zurückgelassen. Glücklicherweise erinnere ich mich sehr genau des Ortes, wo dieselben aufbewahrt sind. In dem kleinen Schreibpulte von Rosenholz, welches in meinem Zimmer zwischen den zwei Fenstern steht, finden Sie in dem zweiten Fache links — vielleicht ist's im ersten Fache rechts — ein Portefeuille von schwarzem Fischleder; darin müssen die Papiere liegen. Ich danke Ihnen im vorhinein und verbleibe mit freundschaftlichen Gesinnungen

Irma Gräfin Belházy.“

Antwort:

„Madame!

Sie werden mich vielleicht der Nachlässigkeit zeihen, allein ich versichere, daß sich in dem kleinen Schreibpulte keinerlei Portefeuille vorfindet. Ich fand nichts als ein Päckchen Briefe, die ich bei näherer Besichtigung mit Ueberraschung als die meinigen erkannte, was ich nicht zu hoffen gewagt hatte, als ich sie so sorgfältig geordnet und mit einem rosafarbenen Bande zusammengebunden sah. Ich dachte, dies seien nicht die Papiere, deren Ihr Advokat bedarf. Sollte ich mich täuschen, so erwarte ich nur Ihren Befehl, um sie Ihnen zu senden. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Verehrung.

Prenc.“

Eine Stunde später kam eine zweite Botschaft der jungen Frau. Die Neugierde des Grafen stieg immer höher. Er las:

„Mein lieber Graf!

Tausend Entschuldigungen für meine Unbesonnenheit. Es ist schon so lange her, seitdem ich Ihr Haus verlassen, daß meine Erinnerungen ein wenig verblaßt sind. Ich bin jetzt sicher, daß Sie das fragliche Portefeuille in dem kleinen Kästchen von lackirtem Holz an der linken Seite meines Bettes finden werden oder in dem Wäscheschrein in dem kleinen japanesischen Zimmer. Noch einmal Dank. Ihre wohlgeneigte Irma.“

Antwort.

„Verehrte Frau!

Obgleich ich Ihnen sehr gerne nützlich sein wollte, hatte ich diesmal nicht mehr Glück, als das erste Mal. Ich habe

nichts gefunden, als ein Strumpfband von schwarzem Satin, mit einem spanischen Spruch in Goldstickerei, (ich erinnere mich, daß wir einst, in glücklicheren Tagen, in Spanien ein solches Paar gekauft haben,) ferner eine Photographie von Ihnen, die beste, die ich kenne, weshalb ich Sie bitte, dieselbe behalten zu dürfen, endlich ein Sträußchen vertrockneter Gardonias von mir unbekannter Herkunft. Verzeihen Sie mir die Freiheit, aber Sie sehen nun, wie sehr ich Recht hatte, als ich Ihnen ehemals sagte, daß Sie keine Ordnung halten. Ich fürchte, daß ich auf Ihre unbestimmten Angaben hin vergebens suchen würde, und wenn ich es wagen dürfte, würde ich Sie bitten, mir die Ehre zu erweisen, bei mir zu frühstücken. Wir suchen dann zusammen und werden vielleicht mehr Glück haben. Empfangen Sie die Versicherung meiner respektvollen Ergebenheit.

Marich."

*

Ach, wenn er sich einige Jahre früher die Mühe genommen hätte, so pfiffig zu sein, wie viel Unglück wäre dem schönen Marich erspart geblieben! Die kleine Gräfin konnte es sich nicht versagen, etwas zu thun, was so sehr *fin de siècle* war. Sie frühstückte am folgenden Tage bei dem Grafen und trank so viel Sekt als sie wollte, da ihr früherer Gemahl ihr nichts mehr dreinzureden hatte. Dann begaben sie sich zusammen ins Schlafzimmer und es ist wahrscheinlich, daß sie sehr genau alle Möbel durchsuchten, da sie sehr lange da blieben. Aber sie scheinen nichts gefunden zu haben, denn die Comtesse ist noch öfter gekommen und die Vermögens-Liquidation kommt nicht von der Stelle. Herr Georg Hoffer reist im Orient. Es geht das seltsame Gerücht von einer bevorstehenden Heirath des Grafen Marich von Frenck mit der Gräfin Irma Belházy. Aber das ist leeres Gerede. Scheiden geht noch an, aber wieder heirathen wäre abgeschmackt. Diese Situation hat auch ihre Annehmlichkeiten.

Wäre nicht der Wald gewesen . . .

Wäre nicht der Wald gewesen,
Hätt' der Kukuk nicht geschrie'n —
Würde auch noch ohne Sorgen
Fröhlich uns're Liebe blüh'n.

Doch nun haben wir es heimlich
Jeden Tag und jede Nacht;
Und der Wald mit seinem Kukuk
Hat uns nur so weit gebracht.

Mutter prüft Dich schon verstohlen,
Und ich selber seh' es ja. —
Süßes Lieb — ich möchte senfzen,
Wär' doch erst das Wunder da!

F. H. Kanowski.

Der Solitär.

Skizze von A. Bourtes.

I.

Egon Hammerstein steht vor dem goldenen Toilette-Spiegel und befestigt die Nadel in der eleganten Cravate.

Herr Hammerstein ist seit vier Wochen Gatte der lebenswürdigsten Frau von ganz Wien.

Herr Hammerstein ist ein Mann von vollendeter Schönheit; rabenschwarzes Haar wölbt sich phantastisch um seine hohe Stirn, und der schönste der Bärte, diese Zierde des Mannes, umrahmt das ausdrucksvolle, edel gezeichnete Antlitz.

Wohlgefällig betrachtet er sich im Spiegel, da tritt ein Diener ein und überreicht Herrn Hammerstein ein Briefchen. — Der Bediente entfernt sich, Egon schneidet das Couvert auf, entfaltet das zierliche Rosenblatt und liest halblaut:

Mein Freund! Ich erwarte Sie heute Abend gewiß im bewußten Pavillon — ich werde allein sein. — Sie kommen? — Wie unglücklich wäre ich, fände ich mich getäuscht! — Erfüllen Sie Ihr Versprechen — und bringen Sie mir den Solitär, welchen Sie in jener Soirée am Finger trugen. Sie werden Wort halten, mein Freund?

Franziska.

„Also das war das Hinderniß unserer Liebe? — Unmöglich! ich halte Franziska für charaktvoller, als daß sie mich nur liebte um des elenden Geschmeides willen. — Nein, nein! solch' einer niederen Haltung ist dies himmlische Wesen nicht fähig. — Der Ring gefällt ihr, Frauen lieben ja das Glänzende, wohlan! er gehört zwar meiner Frau — allein Liebe besiegt Alles! Franziska soll ihn haben.“

Bei diesen Reflexionen wurde Hammerstein durch leise Tritte unterbrochen, er verbarg schnell das Billetdoux und fuhr in seiner Toilette fort.

„Ei, lieber Egon, wie eitel Du bist!“ schmolte scherzend eine allerliebste, blondgelockte Frau von höchstens zwanzig Jahren. Es war Hammerstein's Gemahlin, welche aus einem Nebenzimmer in das Gemach ihres Gatten trat.

„Nur noch ein paar Minuten gönne mir Zeit, angebetete Elise, und ich stehe dann ganz zu Deinen Diensten.“

„Ach, lieber Mann, wie glücklich bin ich an Deiner Seite!“ kispelte die schönste der Frauen und drückte einen Kuß auf Hammerstein's Wange.

„Meine Elise! mein Liebstes auf der Welt!“ rief entzückt Egon, die kleine, herzige Frau umarmend.

Neckend fragte sie: „Du wirst wohl bei unserer heutigen Soirée zugegen sein?“

„Mein Engel, so gern ich Deinen Wunsch erfüllen möchte, heute ist es mir unmöglich. Du weißt, wir haben eine sehr wichtige Besprechung bei Milani.“

„Ach Gott, die Besprechungen!“ senfzte Elise. „Apropos, Herr Gemahl, wie lange werden Sie denn noch meinen Solitär behalten?! — ich bitte darum.“

„Unmöglich, liebe Frau. Er erinnert mich stets an Dich, sein Glanz wetteifert mit dem verzehrenden Feuer meiner Liebe in meiner Brust zu Dir. Er ist mein Talisman gegen alle

Anfechtungen — — kurz, der Wunderring, dieser Beschützer der Treue und Liebe, darf nie meine Hand verlassen.“

„Aber, Egon, ich habe Dir gesagt, der Ring ist von meiner Mutter, der ich versprochen, ihn nie von meiner Hand zu geben. Ich bitte Dich, gib mir den Solitär wieder.“

„Mann und Frau sind Eins. — Ob ich, mein Kind, den Ring trage, oder Du ihn trägst, ist einerlei. Wenn Du mich wahrhaft liebst, so laß mir den Ring.“

„Du bist ein Schelm, Egon, dem Niemand widerstehen kann!“ sagte schmolend Elise und kniff die Wange des halsstarrigen Gatten.

Hammerstein schellte dem Kammerdiener. Dieser vollendete den Anzug des jungen Fashionables, und schon hatte Egon Hut und Stock zur Hand genommen; — da klopfte es an der Thür und Herr Strattner, der reiche Bankier von der K—straße trat ein.

„Ah, Herr Strattner — Welch' ein Vergnügen! Sie kommen mir gerade gelegen, ich muß meine Frau verlassen und komme leider erst spät Abends nach Hause. Ich empfehle sie Ihnen, suchen Sie meiner Elise den Tag meiner Abwesenheit kurz zu machen; Sie werden mich sehr verbinden, bester Freund! Doch noch eine Frage, wie geht es Ihrer Frau?“

„Meine Franziska ist noch immer krank und bleibt auch heute zu Hause, ich habe daher Zeit, Ihrem Wunsche nachkommen zu können und diesen Tag den Cicerone der Gnädigen zu machen.“

„Sie sind immer ein galanter Mann, Freund Strattner,“ rief Egon voll Entzücken. „Nun adieu, meine Lieben, ich habe Eile. Auf Wiedersehen!“

II.

Hammerstein, der Mann der Mode, hatte den Tag über äußerst flott gelebt, tafelte köstlich in einem Restaurant der Kärntnerstraße, ging von dort in ein bekanntes Café, den Sammelplatz der Wiener Eleganz mit den Schnabelschuhen und den armdicken Spazierstöcken, und trieb sich bis gegen Abend im Prater herum. — Mit dem Glockenschlage Sieben stieg Hammerstein aus einem Fiaker und stand bald in einem Garten, vor dem Eingange eines prachtvollen Pavillons.

Er klingelte — man öffnete und Hammerstein stürzte zu den Füßen der liebenswürdigen Franziska, die Niemand anders ist — als des Bankiers Strattner junge, reizende Frau.

„Verzeihen Sie, Herr Hammerstein,“ sagte Madame Strattner mit thränenfeuchten Augen zu dem knieenden Verehrer, „daß ich Sie zu mir bat; stehen Sie auf und nehmen Sie neben mir Platz.“

„Aber Franziska, welche Kälte mit einem Male! Woher die Thränen?“

„Seien Sie unbesorgt, Egon. — Haben Sie den Ring?“

„Ich wollte Ihnen denselben anbieten, liebenswürdiger Engel; er möge Sie erinnern an die nimmer erlöschende Gluth meiner Liebe zu Ihnen. — Hier ist er.“

„Es thut mir leid, Sie um den Ring berauben zu müssen.“

„Sie scherzen, Franziska.“

„Nein,“ entgegnete kalt und niedergeschlagen die junge Frau. „Hören Sie, Egon, der Ring war und ist mein Eigenthum. — Meine Mutter übergab mir ihn am Sterbebette.“

„Was sagen Sie? Ich begreife nicht — er gehört ja eigentlich meiner Frau.“

„Herr Strattner, mein Gatte, nahm mir ihn aus der Schatulle,“ schluchzte unter Thränen Franziska, „und gab den Solitär Ihrer Frau, in die er rasend verliebt ist.“

„Nein, nein, um des Himmelswillen! Das kann nicht sein. Wir sind getäuscht, Franziska — meine Frau ist mir zu treu.“

„So wie Sie, Egon, Ihrer Frau, und so wie mein Mann mir. — Herr Hammerstein, das Lustspiel hat sein Ende erreicht, ich hoffe, wir werden uns in solcher Weise nie wiedersehen.“

Die junge Frau klingelt und befiehlt dem eintretenden Lakai, Herrn Hammerstein zu leuchten.

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Was Lieb' ist? Noth, aus der nicht zu entkommen,
Der ungastlichste Gast für jedes Herz,
Ein kaltes Feuer, schmerzreiche Wonne,
Ein süßer Wermuth, wonnereicher Schmerz,
Die liebste Wunde, Gift voll Wohlgeschmackes,
Klage, die lacht, und Lachen, welches klagt,
Gesunde Krankheit, Scherge, der bequadet,
Das schönste Grab, und Tod, wo Leben tagt.

J. Kollar.

*

Kenner haben's mitgetheilt;
Niemand es bestreite:
Eine Liebe wird geheilt
Nur durch eine zweite!

Scheichl.

*

Amors Pfeil ist nichts mehr nütze,
Wenn vergoldet nicht die Spitze.

W.

*

Lieb' ist ein Hausdieb und ein Schelm,
Der durch das Aug' als Fenster bricht,
Das Herz sich nimmt und mit dem Raub
Davon schleicht auf dem engern Weg.

Bytler.

*

Inbrunst, Zärtlichkeit, Verstand,
Schmeichelei, Sorgen, Thränen,
Zwingen nicht die Gunst der Schönen.
Nur ein schwacher Augenblick
Fördert der Verliebten Glück.

Göb.

*

Die Liebe ist in der Wirklichkeit niemals das, was wir uns unter ihr vorstellen, bevor wir sie kennen lernen. Immer ist sie entweder mehr oder weniger.

R. M. Schubert.

*

Die Liebe gleicht jenen Krankheiten, die gefährlich sind, wenn sie Den befallen, den sie in der Jugend verschont haben.

F. Guemer.

(8)

Gustavblume.

Roman von Emile Blain.

Gustav Loustagan war ein junger Mann von etwa sechs- undzwanzig Jahren und angenehmem Aeußern, der einzige Sohn reicher Handelsleute in der Provinz. Als verständiger, arbeitsamer Mensch hatte er seine Zeit nicht in tollen Vergnügungen vergeudet und stand vor den letzten Rigorosen, die ihm den Doctorhut bringen sollten.

Er war im Uebrigen ein Lebemann, liebte die Zerstreuungen, verachtete die Frauen nicht, besonders wenn sie hübsch waren. Aber er that Alles in seiner Zeit und wußte seinen Tag gut einzutheilen.

Er war einer der eifrigsten Klienten des japanesischen Divan, wohin er fast jeden Abend kam. Mehrere der Sängereinen waren seine Geliebten gewesen und sie hatten nicht bereut, in seine Arme gefallen zu sein; sie hätten es auch schlechter treffen können.

Die Scene, deren Heldin Marion gewesen, hatte ihm gestattet, diese junge Person in der Nähe zu sehen und den Wunsch in ihm erweckt, in Beziehungen zu ihr zu treten.

Der Wagen fuhr rasch und war daher bald am Ziel, früher als es dem jungen Manne lieb war.

— Hier! sagte Marion dem Kutscher, als sie vor ihrem Haushofe anlangten.

— Schon! rief Loustagan.

— Ja; ich danke Ihnen für Ihre Güte und hoffe, Sie werden mir das Vergnügen Ihres Besuches bereiten.

— Ich wollte mir eben diese Gunst von Ihnen erbitten. An welchem Tage und zu welcher Stunde darf ich kommen, ohne Ihnen lästig zu sein?

— Uebermorgen oder auch morgen nach Mittag. Ich werde Sie erwarten, mein Freund.

— Ich danke, also morgen.

— Gut denn, morgen, entgegnete sie, ihm die Hand reichend.

— Um vier Uhr Nachmittags werde ich Sie zu einer Spazierfahrt nach dem Gehölz abholen, wenn's beliebt.

— Abgemacht. Wie heißen Sie?

— Gustav . . . Gustav Loustagan.

— Gustav? Das ist ein schöner Name. Also, auf morgen. Ich heiße Marion.

Der junge Mann fuhr heim, an das Mädchen denkend, das er soeben verlassen. Ein seltsames, ihm bisher unbekanntes Gefühl bemächtigte sich seiner. Er verlangte nach Marion, sie mußte seine Geliebte werden.

Jacob war die ganze Nacht in Paris herumgestreift. Gegen Morgen war er gebrochen auf eine Bank niedergesunken und eingeschlafen.

Als er wieder erwachte, war es heller Tag. Eine Straßentafel belehrte ihn, daß er sich auf dem Boulevard de Courcelles befinde.

Er trat bei einem Weinhändler ein, um etwas zu sich zu nehmen, er hatte seit vorgestern nichts gegessen, denn er hatte den Tag damit zugebracht, Marion und Herrn Durand von Kneipe zu Kneipe zu folgen.

Er ließ sich im Innern der Weinstube an einem Tische nieder und während er aß, dachte er darüber nach, was er nun anfangen solle: zu Marion zurückkehren oder zu seinem Regiment.

Sein Herz hing noch immer sehr an Marion. Er fragte sich jetzt, wie es möglich war, daß er das arme Mädchen so grausam behandelte. War sie denn nicht frei? Mit welchem Rechte hatte er sie dermaßen verunglimpft?

Aber er war toll in seiner Eifersucht; wahnsinnig in seiner verkannten Liebe.

Arme Marion! wie mußte sie jetzt leiden durch den Schimpf, der ihr widerfahren.

Plötzlich erhob sich der Unteroffizier. Sein Entschluß war gefaßt.

Er wird Marion aussuchen, wird sich ihr zu Füßen werfen, ihre Verzeihung erflehen, und — wenn sie ihn von sich weisen sollte — sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

In diesem Augenblicke war es acht Uhr Morgens. Er sprang in einen vorbeifahrenden Omnibus, um sich nach der Wohnung Marions bringen zu lassen. In dem Maße, als der Wagen sich dem Ziele seiner Fahrt näherte, bemächtigte sich seiner eine außerordentliche Aufregung. Er zitterte, als hätte man ihn zur Richtstätte geführt. Wie wird Marion ihn aufnehmen?

Als er vor der Thüre Marions ankam, wankten seine Beine; eine tiefe Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Er hatte — und gewiß nicht ohne Grund — eine schreckliche Furcht, daß sie ihn hinausjagen könnte wie einen Hund. Ach, er verdiente es wohl, nachdem er sie so abscheulich geschmäht und in den Noth gezerzt hatte.

Unbeweglich stand er vor der Thüre, die rechte Hand auf der Klinke, die linke an das stürmisch pochende Herz pressend.

— Muth! Muth! sagte er sich selbst.

Und er drückte an den Knopf.

— Was? Sie sind's? rief die Magd überrascht. Madame ist noch zu Bette, sie schläft.

— Thut nichts . . . lassen Sie mich nur eintreten . . . Sie sehen . . . Ich werde sie nicht wecken . . . ich verspreche es Ihnen.

Und ohne die Zustimmung des Kammermädchens abzuwarten, lenkte er seine Schritte nach dem Schlafzimmer, dessen Thüre er sachte öffnete.

Marion ruhte in der That und ihr Schlaf schien von schlimmen Träumen frei zu sein, denn ein mildes Lächeln öffnete ihren Mund.

Jacob näherte sich geräuschlos dem Lager und indem er auf dem weißen Bärenfell niederkniete, das vor dem Bette lag, drückte er seine Lippen auf die Hand der jungen Frau.

— Ich liebe Dich, ich bete Dich an, flüsterte er, die weiche, warme Haut küßend.

Und indem er diese Worte mehrere Male wiederholte, traten ihm die Thränen in die Augen.

Marion schlief noch immer sanft und ruhig und Jacob ward nicht müde, sie zu betrachten, ihre Hand zu küssen und seine Liebesbetheuerungen zu flüstern.

Da fiel eine einzelne Zähre von seiner Wange auf die Hand der Schlaferin. Als hätte ein elektrischer Strom sie durch-

zuckt, fuhr sie plötzlich empor. Jacob hatte dies bemerkt, aber nicht gesehen, daß Marion die Augen halb geöffnet hatte, weil er sein Antlitz auf ihre Hand niedergebeugt hatte.

Als diese den Kopf wandte, war sie nicht wenig erstaunt, Jacob da zu sehen, der nicht aufhörte, schluchzend zu wiederholen:

— Ich liebe Dich! ich bete Dich an!

Da erhob sie sich, entzog ihm heftig die Hand und rief, auf die Thüre weisend:

— Hinaus! hinaus! Du bist ein Elender!

Der Unteroffizier schleppte sich auf den Knien fort und stammelte:

— Marion, ich bitte Dich!

Die junge Frau machte sichtliche Anstrengungen, um sich zu beherrschen.

— Es gibt für Sie keine Marion mehr, sagte sie dumpf. Marion ist todt für Jacob. Sie haben sie gestern mit Ihrer Niedertracht getödtet.

— Ach ja, ich bin ein Elender! ein Ungeheuer, ein Feigling! Keine Schmähung kann stark genug sein, um die Scham auszudrücken, die ich ob meiner Handlungsweise empfinde. Ach, vergib, vergib! ich war wahnsinnig! . . .

— Ihnen vergeben? Nein, niemals! . . .

— Niemals! Sage Das nicht, Marion. Treibe mich nicht zur Verzweiflung . . . Ich würde daran sterben.

Marion zuckte mit den Achseln.

— Das ist so eine Redensart, sagte sie.

Jacob erhob sich kalt.

— Sprich nicht so, Marion; höhne meinen Schmerz nicht. Bist Du es nicht, die mich zum Neubersten getrieben hat? Ich liebte Dich, ich betete Dich an. Gott ist mein Zeuge, daß ich für Dich mein Leben hingegeben hätte. Anstatt mir die Freude zu gönnen, Dich jenem Schandhause in Rennes zu entreißen, hast Du es vorgezogen, dem alten Spießbürger dieses Vergnügens zu gewähren. Ich komme nach Paris, finde Dich so, wie ich Dich in Rennes verlassen: schön, zärtlich, gütig, liebevoll. Ich glaubte endlich das einen Augenblick verlorne Glück wiedergefunden zu haben und Du machst mich zum Zeugen der widerlichen Zärtlichkeiten eines Nebenbuhlers. Und was für ein Nebenbuhler! Ein Herr Durand, ein Greis, ein verheiratheter Mann! Ich fühlte, wie die Wuth mit all' meinem Blute mir zu Kopfe steigt. Mir flimmerte es blutig vor den Augen und es fehlte nicht viel, daß ich ein Verbrechen begangen hätte. Es war Zeit, daß ich ging. Und Du glaubst, daß nach einem in solchen Kränkungen verbrachten Tage, nachdem ich Dir den ganzen Tag aufgelauret und nachgelaufen, nach den Thorheiten, die Du mit diesem Manne getrieben, den ich hasse, — Du glaubst, daß nach Alldem meine gestrige Handlungsweise nicht ein wenig zu entschuldigen war und daß ich weniger streng von Dir beurtheilt zu werden verdiene?

Und indem er so sprach, hatte Jacob's Antlitz allmählig seine Ruhe wieder angenommen.

Vor dem Bette aufrecht stehend sprach er ohne Groll; seine Rede war warm, seine Geberden fast edel.

Marion betrachtete ihn tief gerührt. Die schlichte Offenheit des Unteroffiziers gefiel ihr. Wie liebte sie diesen Mann!

Plötzlich wandte sie die Blicke zu ihm und sagte:

— Kind, das nicht begriffen hat, daß Alldies nur Schein war und daß ich nur Komödie spielte.

Jacob that einen Schritt vorwärts.

— Was? wirklich? rief er.

— Ja, ja . . . Komm her, näher zu mir und höre mich an. Ich fühlte vor Allem, daß es schlecht von mir wäre, Dich Deinen Soldatenpflichten abwendig zu machen . . . und dann ist es nicht mein Schicksal, in der Mittelmäßigkeit zu leben; ein Geliebter wie der alte Durand war für mich ein Mittel . . . kurz, ich wollte Dich nicht mehr lieben; ich hatte Furcht, daß Du unglücklich werden, meinetwegen Thorheiten begehen könntest. Darum wollte ich Dich zur Verzweiflung treiben und spielte mit dem Andern diese Liebeskomödie. Aber ich schwöre Dir, daß ich diesen Mann verabscheue und daß ich mich rächen möchte an diesem Geldprogen, der da glaubt, daß die Frau, die er bezahlt, nur ein Liebeswerkzeug, eine Sklavin sei.

— Was sagst Du da? Ach, Marion!

— Die Wahrheit, Jacob; und da das Schicksal Dich mir zurückgebracht hat: umso schlimmer! Möge die Welt hinter uns in Trümmer gehen.

— Marion!

Der Unteroffizier hatte die junge Frau in seine Arme genommen und preßte sie an seine Brust.

Und Marion fuhr fort:

— Du bist's, den ich liebe, Du allein; weil ich in Deinem Herzen eine aufrichtige und uneigennütige Leidenschaft fühle, weil Du gut bist und mich wie ein Weib behandelst, wie ein unglückliches Weib, das einer wahren Zärtlichkeit bedarf.

— Ja, meine Marion, ich liebe Dich!

— Für Dich bin ich keine Dirne, Das sehe ich wohl. Ich bin Dein Weib, Dein einziges Weib, Du verachtest mich nicht . . .

— Nein, ich bete Dich an!

— Du hast für mich die Liebe und die Achtung, die Du für Deine rechtmäßige Gattin haben würdest . . . Und darum liebe ich Dich. Presse mich an Dich . . . Küsse mich, mein Geliebter!

— Ach, wie glücklich werden wir sein! rief Jacob entzückt, indem er Marion mit Küssen bedeckte.

Der Kausch der beiden Liebenden dauerte viele Stunden. Es war bald Mittag, als plötzlich heftig an die Thüre gepocht wurde. Zugleich rief eine laute Stimme:

— Deffnet! Im Namen des Gesetzes!

— Großer Gott, was kann Das sein? sagte Marion bleich und am ganzen Leibe zitternd.

— Es sind die Gensdarmen, die da kommen, um mich zu verhaften, erwiderte Jacob mit zornfunkelnden Augen und knirschenden Zähnen.

— Die Gensdarmen? Um Dich zu verhaften? . . .

— Ja . . . seit heute Mitternacht bin ich Fahnenflüchtling.

— Deserteur! . . . Das ist wahr. . . Was ich so sehr fürchtete, ist nun doch eingetroffen. Du bist denunzirt worden! Wer mag diese Feigheit begangen haben?

— Ei, wer? Dein Herr Durand . . . Ist er nicht nach Rennes zurückgekehrt?

— Das ist wahr. Ha, der Glende!

Von Neuem ertönten draußen die Schläge an die Thüre.

Jacob schien einen heroischen Entschluß zu fassen. Er lenkte seine Schritte zur Thüre und ehe Marion ihn daran hätte hindern können, schob er den Riegel zurück.

Auf der Schwelle standen zwei Männer von der Militärpolizei; einer derselben hielt ein Papier in der Hand.

— Sind Sie Jean Jacob? fragte der Letztere.

— Ja.

— Sie werden seit heute Morgens als Deserteur gesucht.

Die beiden Männer traten zwei Schritte vor und standen nun im Zimmer.

— Wir haben Befehl, Sie in das Gefängniß Cherche-Midi abzuführen. Kleiden Sie sich an und folgen Sie uns.

— Sehr wohl.

— Ich hoffe, Sie werden keinen Widerstand leisten.

Indem der Mann Dies sagte, legte er eine Hand auf Jacob's Schulter.

— Ich werde ohne Widerstand gehorchen, sagte der Unteroffizier entschlossen. Doch gestatten Sie mir vorher ein letztes Mal meine Geliebte zu umarmen und mich mit meiner Uniform zu bekleiden.

Er kehrte nach dem Schlafzimmer zurück; die beiden Männer folgten ihm dahin, weil sie eine Flucht oder einen Selbstmord fürchteten.

Marion lag in ihre Bettdecken eingehüllt und schluchzte, die Beute eines wahren Schmerzes.

Jacob näherte sich dem Bette.

— Weine nicht, sagte er. Wir werden uns wiedersehen. Denke mein zuweilen. Vielleicht werden wir einst noch glücklich sein. Auf Wiedersehen! Ich bete Dich an! Du hattest Recht . . . ich hätte zurückkehren, meine Pflicht erfüllen sollen. Aber ich war wahnsinnig vor Schmerz. Auf Wiedersehen!

— Ja, auf Wiedersehen, stammelte sie. Ich liebe Dich . . . ich liebe Dich.

— Und Du wirst mich immer lieben?

— Immer.

Sie küßten sich lange und heiß.

— Madame! sprach der Gensdarme, die Zeit verfließt, halten Sie den Gefangenen nicht länger zurück.

Den Gefangenen!

Das Mädchen schluchzte laut, während Jacob seine Uniform anlegte.

— Sind Sie fertig?

— Ja, mein Herr.

— Also vorwärts!

Festen Schrittes ging Jacob über die Treppe hinab und stieg in den Wagen, der unten wartete . . .

Als die Thüre sich hinter ihrem Liebhaber und den Polizisten geschlossen, hatte Marion ein Gefühl, als ob ein tiefer Riß durch ihr ganzes Wesen ginge. So war es denn aus! Der einzige Mann, der sie liebte, der einzige, der sie noch verstand und achtete, der sie für ein Weib betrachtete und nicht für ein Nutzhier oder ein Werkzeug des Vergnügens; dieser

Mann sollte verurtheilt werden ihretwegen, wegen der heftigen Liebe, der er nicht hatte widerstehen können!

Bei dem Gedanken an diese nunmehr vernichtete Liebe, an die Einsamkeit, an die moralische Verlassenheit, in der sie künftig leben sollte, blos in Gesellschaft von Liebhabern, denen sie nichts als eine Freudendirne sein sollte, begann sie von Neuem zu weinen und das heftige Schluchzen schüttelte ihren ganzen Körper.

Diese Verzweiflung ließ erst gegen drei Uhr nach.

Längst war die Frühstücksstunde vorüber . . . Marion hatte gar nicht an das Essen gedacht. Aber das Ticken der Uhr erinnerte sie plötzlich an das Stelldichein, welches sie Voustagau gegeben hatte.

— Genug, genug! sagte sie sich. Habe ich das Recht zu weinen? einen Mann zu beweinen?

Sie ging an ihre Toilette und als um vier Uhr der junge Mann erschien, war an ihr keine Spur der Scene vom Morgen mehr zu erblicken.

Vor dem Hausthor hielt eine Kutsche, die sie nach dem Gehölz führte. Nach einer langen Spazierfahrt stiegen sie im „Café Madrid“ ab, wo ein Separatkabinett sie aufnahm.

— Sie haben es mir überlassen, das Programm des Tages festzustellen, liebe Marion, sagte der junge Mann.

— Ja, mein Freund.

— Ich will mein Möglichstes thun, um Ihnen Vergnügen zu bereiten. Aber sagen Sie mir: Halten Sie fest an dem Wunsche, zur Nacht nach Paris zurückzukehren?

— Nein.

— Nun wohl, ich dachte, daß nach den Aufregungen von gestern Abend Ihnen ein wenig Ruhe und Erholung nicht unwillkommen wären. Es sind hier Zimmer zu unserer Aufnahme bereit. Sie haben zu bestimmen, ob wir deren mehrere oder eines nehmen sollen.

— Ich kann Ihnen dies noch nicht sagen.

— Oh, Sie haben Zeit. Wir werden hier schlafen und morgen bei Tagesanbruch, wenn Sie wollen, einen Spaziergang im Walde machen, der in den Morgenstunden köstlich ist. Morgen Abend wollen wir dann nach Paris zurückkehren und ins Theater gehen, wenn Sie es nicht vorziehen, auch eine zweite und dritte Nacht hier zuzubringen.

— Mein Freund, Das werde ich Ihnen morgen Früh sagen, erwiderte sie mit einem vieldeutigen Lächeln.

Nach einem köstlichen Diner, dessen Weinen Marion mehr als nöthig zusprach, gingen die Beiden in den Wald hinaus, um im Mondschein zu seufzen, wie zwei junge Verliebte. Ein würziger Windhauch fuhr durch die Bäume. Ein leichter Nebel senkte einen durchsichtigen Schleier auf die Dinge herab. Die Luft war warm und man hörte in den Alleen nichts, als das Geräusch ihrer Schritte auf dem mit Riez bestreuten Wege.

Als sie zurückkamen, Arm in Arm wie junge Ehegatten, begnügte sich Marion, dem Voustagau ins Ohr zu flüstern:

— Ist unser Zimmer bereit? Ich bin sehr müde . . .

— Ja, meine kleine Marion . . . unser Zimmer harret unser . . . und Du kannst Dir nicht denken, wie sehr es mich jetzt drängt, Deinen schlanken Leib in meinen Armen zu halten und mit Deinem Haupt an meiner Brust zu ruhen.

Die Beiden kehrten denn nach dem Pavillon de Madrid zurück.

Doch wenn die Freudendirne, diese „Sache in den Händen der Männer“, die Demjenigen gehört, der sie bezahlt, sich unterwarf, so lehnte das Herz Marions sich auf bei dem Gedanken, daß sie in Folge der Niedertracht eines Penavaire genöthigt war, den Kelch der Schande bis auf die Reize zu leeren und daß, während sie sich einem Unbekannten auslieferte, während sie ihr Handwerk ausübte, der einzige Mann, der sie wirklich geliebt hatte, im Kerker saß.

IX.

Nahezu zwanzig Monate waren seit der Verhaftung des armen Jacob verfloßen.

Wir finden Marion wieder, reichlich ausgehalten, aber mehr denn je angewidert von diesem vergoldeten, aber traurigen Dasein, das sie seit vielen Monaten führt, von diesem Leben einer Dirne, die Einer dem Anderen zuwirft; genöthigt, in ihrem Herzen die Verachtung gegen die Männer im Allgemeinen, ihre Leidenschaft für Jacob und endlich ihre Rachegefühle gegen jenen Glenden zu verbergen, der sie, das liebevolle, junge, ehrbare, glückliche Weib weggeworfen hatte, wie man eine welke Blume in die Gasse wirft.

Anfänglich hatte sie in der Schmach der Scene, welche im „Japanesischen Divan“ stattgefunden, einen Theil ihrer Begeisterung in Liebe und Haß eingebüßt, sowie die Hellsicht des Gedankenganges, aus welchem sie ihren Racheplan geschöpft hatte. . . . Sie schien einen Augenblick gleichgiltig selbst gegen Dinge, die sie gestern noch interessirt hatten.

Aber sie vergaß nicht die schändliche Handlungsweise ihres alten Liebhabers, des Herrn Durand, und sie sank mit einer gewissen Genugthuung dem Loustagan in die Arme. Dieses neue Verhältniß gestattete ihr, den unwürdigen Greis zu verlassen, ohne Geräusch und ohne Aufsehen. Doch schenkte sie dem jungen Manne nur ihren Leib, nicht ihr Herz. Diesemal war sie wirklich nur ein Liebeswerkzeug, ein passives Geschöpf, welches die Liebe ausübt, weil dies sein Geschäft ist.

Drei Tage blieben Marion und Loustagan im Pavillon de Madrid. Die Spaziergänge am Morgen und am Abend, das ruhige, leichte Leben, das sie in dieser vornehmen Zurückgezogenheit führten, Alldies gefiel Marion, die mehr als je eine leibliche und seelische Erholung genoß und durch die gesunde und würzige Luft des Waldes gestärkt wurde.

Dann kehrten sie nach der Hauptstadt zurück.

Loustagan hatte Marion bewogen, ihr Appartement in der Avenue des Batignolles zu verlassen. Das Mädchen willigte gern ein; sie wollte von Durand nichts mehr hören.

Er richtete ihr im Quartier d'Europe eine große Wohnung prunkvoll ein; auch hatte sie einen Wagen zu ihrer Verfügung, um ihre Einkäufe und Spaziersfahrten zu machen.

Bald war sie die Königin einer kleinen Gesellschaft von reichen jungen Männern und hübschen Mädchen, die aus Instinkt — man könnte sagen: von Geburt — zur Halbwelt gehörten. In dieser Gesellschaft nannte man sie die „Jungfrau“ wegen ihres keuschen Gesichtsausdruckes, ihrer träumerischen Augen, ihrer Anwandlungen von Melancholie, welche diesen

jungen Personen unbegreiflich schienen, die ein frohes Leben führten und allezeit zu jeder Thorheit bereit schienen.

Marion wurde damals unter den modernen „Hirschfüßen“ genannt; ihre Toiletten waren Gegenstand der Bewunderung und des Neides junger Frauen mit willfährigen Sitten.

Allein inmitten all' der Vergnügungen und Huldigungen war die Erinnerung an Jacob in ihrem Herzen lebendig geblieben. . . . Die Geschichte ihres Verhältnisses mit dem Unteroffizier hatte einen gar traurigen Ausgang genommen. Nach Beendigung einer Untersuchung, im Laufe welcher sie wiederholt als Zeugin verhört worden, hatte sie erfahren, daß Jacob wegen Fahnenflucht in Friedenszeit und im Innern des Landes zu zwei Jahren Kerker verurtheilt worden war.

Das Kriegsgericht hatte Gnade walten lassen und die bisherige gute Aufführung Jacobs als mildernden Umstand in Betracht gezogen.

Einige Tage war Marion hierüber sehr niedergeschlagen; dann überlegte sie die Sache und sagte sich, daß zwei Jahre bald vorüber sein würden und daß sie ihn dann ohne Zweifel wiedersehen würde.

Doch wenn die Erinnerung an Jacob in ihr nicht ganz erlosch, so ließ auch diejenige an Penavaire sie nicht mehr ruhen, seitdem sie das leichte Leben einer reichlich unterhaltenen Frau führte. Ihr Haß gegen diesen Menschen hatte mit der Zeit nur zugenommen. So glänzend ihre Lage augenblicklich auch war, hörte sie doch nicht auf, sie mit dem einfachen aber würdigen Leben zu vergleichen, das sie führen würde, wenn sie auf ihrem Wege nicht diesem Glenden begegnet wäre, der ihr böser Geist und ihre Schande war.

Wäre das Schicksal ihr gnädiger gewesen und hätte es ihr gestattet, ohne zu straucheln, den geraden Weg eines ehrbaren Mädchens zu wandeln, so wäre sie jetzt mit irgend einem braven Burschen ihrer Heimath verheirathet und würde glücklich leben an seiner Seite und — wer weiß? — vielleicht unter ihren Kindern.

Diesen Glenden, der sie der thierischen Rohheit der Männer zur Beute hingeworfen, hätte sie in ihrer Gewalt haben mögen, um ihn alle Qualen der Hölle erdulden zu sehen.

Dies war ihre fixe Idee.

Sie mußte erfahren, wo dieser Penavaire, dieser elende Feigling war, und was aus ihm geworden.

Anfänglich wagte sie es nicht, Erkundigungen einzuholen, weil sie nicht wußte, wie sie Dies anfangen sollte.

Aber eines Morgens, als sie zerstreut in einer Zeitung las, ward ihr Blick plötzlich durch eine Annonce gefesselt.

Cabinet „Veritas“. — Direktor: Arthur Dupou-lain, ehemaliger Gerichts-Vollzieher. Vertrauliche Auskünfte. Nachforschungen in Familien-Angelegenheiten, Ehescheidungen, Rechtsfälle u. s. w. Zu sprechen von 9—12 und von 2—5 Uhr. Rue Saint-Honoré Nr. 3.

Dreimal las sie diese Ankündigung; dann erhob sie sich, kleidete sich rasch an und verließ das Haus. Da sie keine Zeit hatte zu warten, sprang sie in den erstbesten Fiaker und ließ sich nach der Rue Saint-Honoré führen.

Herr Arthur Dupou-lain empfing sie in seinem Cabinet mit der Willfährigkeit des ehemaligen Gerichts-Vollziehers.

Bald hatte sie — nicht ohne eine gewisse Verlegenheit — ihm begreiflich gemacht, welche Art von Auskunft sie suche.

Sie leistete eine Abschlagszahlung von hundert Franken und verließ leichten Fußes das Kabinet, eine gestempelte Bescheinigung in der Tasche, in der es hieß, daß sie binnen vier Tagen vollständige Auskunft erhalten würde.

Arthur Dupoulain hielt Wort; noch ehe die verlangte Frist abgelaufen, erhielt Marion einen langen Zettel, welcher die ausführlichsten Einzelheiten über Penavaire enthielt.

Sie las dieselben langsam und las sie wieder und immer wieder.

Der Weinhändler Penavaire wurde als ein Mann mit Vermögen bezeichnet, der von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehme und im Kreise von Frau und Kindern glücklich lebe.

— Der Glende! der Glende! rief sie. Daß ihm seine Niedertracht kein Unglück gebracht hat.

Marion erfuhr, daß Penavaire die Gewohnheit hatte, alljährlich im Monat September nach Paris zu kommen, wo er in dem, im Bergère-Stadtviertel gelegenen Hôtel Lacombe abstieg.

Man war damals im Monat August. Sollte sie so bald ihre Rache verwirklichen?

Für eine Bezahlung von weiteren hundert Francs versprach ihr Arthur Dupoulain, den Penavaire überwachen zu lassen und sie von seiner Ankunft zu verständigen.

Von diesem Augenblicke an ward Marion von einer Art Fieber ergriffen; sie hatte Anfälle von Wuth, von Angst, von ausgelassener Heiterkeit und von thränenreicher Betrübniß. Innerhalb weniger Tage erfuhr das Mädchen eine vollständige Umwandlung; sie ward eines der überspanntesten Weiber in dem vergnügungssüchtigen Paris.

Loustagau hatte in der letzten Zeit einen reichen Oheim beerbt, der ihm einige hunderttausend Francs hinterlassen hatte. Marion benützte diesem Umstand, um von ihm einen Wagen mit zwei Pferden zu verlangen, welche sie selbst lenken lernte. Gleichzeitig nahm sie Unterricht im Reiten. Sie, die ihr Heim so sehr liebte, die sich nur nach Ruhe sehnte, war jetzt nie daheim. Am Morgen ritt sie auf einem milchweißen Araber nach dem Gehölz; den Nachmittag verbrachte sie bei den Wettrennen oder Stiergefechten, wo man ihre Toiletten bewunderte und ihre Hüte nachzuahmen suchte.

Binnen zwei Wochen war sie eine Königin der Mode geworden. Ihre Freunde und Freundinnen forschten nach den Ursachen dieser Umwandlung, ohne sie zu finden. Loustagau, der argwöhnisch geworden, ließ sie überwachen, doch entdeckte man nichts, was seinem Verdachte Nahrung hätte bieten können. Im Gegentheil: je mehr sie in der Doffentlichkeit sich bemerkbar machte, desto weniger schien sie zu achten auf die Blicke, Komplimente, Schmeicheleien und Geschenke, welche sie einfach in ihren Spinden verschloß, ohne sie auch nur mit einem banalen Dankesworte zu vergelten.

Sie zeigte Loustagau alle Briefe und Briefchen, die an sie gerichtet wurden und lachte mit ihm über die Plattheiten der Männer, die mit Inbrunst ihre Füßchen küßten.

Endlich, eines Morgens, als sie in der Akazien-Allee galoppierte, in einem Augenblicke, da sie allein war und den Groom weit hinter sich zurückgelassen hatte, näherte sich ihr ein Reiter, der ihr seit einiger Zeit gefolgt war, grüßte wie ein vollkommener Gentleman und sagte:

— Vom Bureau „Veritas.“

Dabei überreichte er ihr einen Brief. Dann wandte er sein Pferd und ritt in der natürlichsten Weise von der Welt in der entgegengesetzten Richtung davon.

Fürwahr, dieser Arthur Dupoulain machte seine Sache gut. Sie hatte ihm wohl empfohlen ihr nichts ins Haus zu senden, oder sich vorher zu erkundigen, ob sie allein sei; aber auf ein solches Kunststück war sie nicht vorbereitet.

Sie ließ ihr Pferd im Schritt gehen und zerriß den Umschlag.

Es war ein Zettel, der ihr mittheilte, daß Penavaire in der verflossenen Nacht in Paris angekommen sei, wo er zwei Wochen zuzubringen gedenke. Seiner Gewohnheit gemäß sei er im Hôtel Lacombe abgestiegen. Das Frühstück wird er im Café de Suède nehmen, den Nachmittag wird er in Geschäften zubringen; gegen vier Uhr wird er nach dem Gehölz fahren in Gesellschaft eines seiner Geschäftsfreunde; nach der Rückkehr wird er bei diesem Herrn, Rue du Château-d'Eau, diniren; den Abend wird er im Variétés-Theater zubringen.

Diese Auskünfte grenzten ans Wunderbare. Eine lebhaftere Bewegung ergriff sie, während sie diese Zeilen las. Ihr Herz pochte stürmisch und drohte ihr die Brust zu sprengen; sie fühlte, daß ihr Haupt schwinde und sie mußte sich fester an die Zügel klammern, um nicht vom Pferde zu sinken.

Aber diese Schwäche ging rasch vorüber und sie hatte ihre Kaltblütigkeit bald wiedergefunden.

Sie sollte denn diesen Menschen wiedersehen! Ach, mit welcher Wonne wird sie Rache an ihm üben; ha, wie wird sie ihn leiden lassen! Nicht lebend sollte er aus ihren Händen hervorgehen. Sie wird ihn zerreißen, gliederweise zu Tode martern oder in seinem Familienglücke so grausam strafen, daß er den Tod hundertfach vorziehen soll . . .

Aber wie wird sie sich rächen? welcher Art wird ihre Rache sein? Das wußte sie noch nicht. Die Hauptsache war für sie in diesem Augenblicke, ihn wiederzusehen, ihn zu fassen, zu sich zurückzuführen, ihren Liebhaber aus ihm zu machen. Das Weitere wird sich dann finden.

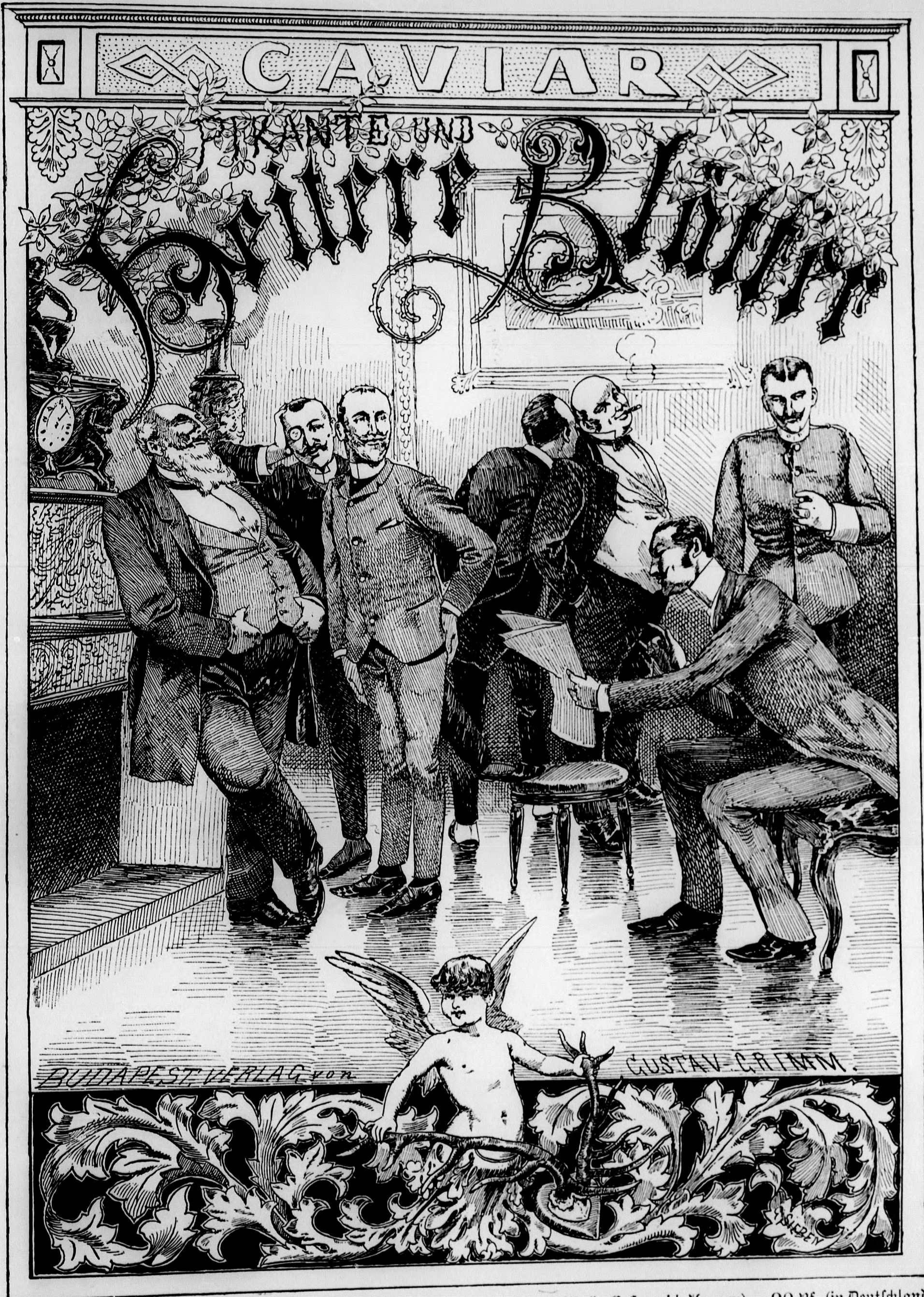
Zu Hause angelangt sandte sie sofort um eine Loge im Variétés-Theater, und weil sie wußte, wie wichtig die Inszenierung sei, schritt sie sofort an die ihrige.

Am Nachmittag hatte sie einige Besuche und sie lud zwei ihrer Freundinnen ein, zwei Frauen, die in der Pariser Welt berühmt waren wegen ihrer Eleganz und ihres Chic, fast möchten wir sagen wegen ihres guten Tones; denn es muß gesagt werden, daß viele Halbwelt Damen oft einen besseren Ton haben, als gewisse Damen der guten Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

— Caviar-Kalender für 1892 (siehe Rückseite) erschienen. — Siehe Rückseite.

— Caviar-Kalender für 1892 (siehe Rückseite) erschienen. — Siehe Rückseite.



Er erscheint in 18 Hefen. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portoschlag.

Soeben ist erschienen

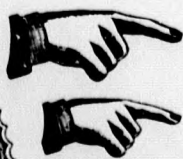
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preis 2 Mark = 1 fl. ö. M.



Preis 2 Mark = 1 fl. ö. M.

Der neue nun bereits sechste Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt circa 100 ganzseitige schön ausgeführte Illustrationen und eine Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von **Jean qui rit, Satanello, Armand Silvestre** u. A.



Die ersten fünf Jahrgänge des Caviar-Kalenders (1887, 1888, 1889, 1890, 1891)

sind noch zum Preise von je 2 Mark zu beziehen.

